

Das Werk



Lichtbild: Erich Keglaff

Ein Meisterwerk deutscher Schmiedeeisenkunst.
Der Gänsefiesel-Brunnen in Göttingen.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf



Juni 1933

Heft 6

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“
XIII. Jahrg. Düsseldorf, Juni 1933 Heft 6

Das Hochgefühl, einem großen Ganzen anzugehören, dieser Nationalstolz, welcher nicht auf Naturgaben, sondern auf das Werk der Menschen, auf den Staat stolz ist, ist sehr geeignet, einen Partikularismus zum Schweigen zu bringen, der gerade in Deutschland nur deswegen sich solange erhalten und Jahrhunderte gewuchert hat, weil wir es bisher noch nicht zur Einheit des Staatslebens haben bringen können, welche allein gegenwärtig das ausmacht, was in unserem Jahrhundert als Nation anerkannt wird.

Jacob Grimm

in der ersten deutschen Nationalversammlung 1848.

Kultur und Leben.

Eine Laienpredigt von Karl Scheffler*).

Vor dem Krieg ist manche „Rede an die deutsche Nation“ gehalten worden. Im Sinne Fichtes, aber in einer anderen Tonart. Unzufriedener, ungeduldiger, radikaler. Nietzsche begann damit, der „Rembrandtdeutsche“ folgte, und am Ende widerhallte die Zeit von den Rufen derer, die ihre Landsleute beschworen, sich endlich wieder wahrer Kultur zu befehligen. Oft und gut wurde auseinandergesetzt, worin sich Kultur und Zivilisation unterscheiden, es wurden der Materialismus und die damit verbundene mechanische Arbeitsweise bekämpft, es wurden die Lebensformen einer zu schnell importierten Gesellschaft kritisiert und der Mangel an tatkräftigem Idealismus, an Charakter gerügt. Darüber hinaus wurde gesagt, was nun geschehen müsse, damit ein neuer Kulturzustand heraufkommen könne. Die einen wiesen rückwärts in eine bessere Vergangenheit, die anderen vorwärts in eine bessere Zukunft, und noch andere taten beides zugleich. Von der Gegenwart wiesen sie alle fort.

Wer in dem Arbeits- und Genußrausch der Friedenszeit Neigung und Muße gehabt hat, diesen Mahnungen zu lauschen, ist davon nicht viel klüger geworden. Er sah sich, wenn er so zum Besseren aufgerufen wurde, ungeduldig um, wo sein Wille zur Kultur sich betätigen könnte; da er aber bald einsah, daß es mit der schwachen Einzelkraft nicht getan sei, so endete es in der Regel damit, daß er ein bitterer Kritiker seiner Zeit wurde und sich den Oppositionsidealisten zugesellte. Mancher Deutsche wollte von ganzem Herzen die „neue Kultur“; nur konnte er sich bei den Worten der Führer nichts Greifbares vorstellen, alles blieb immer in pathetischer Unbestimmtheit. Und unbestimmt ist es noch heute, was das Programmwort denn eigentlich umschreibt. Durch unsere Jugend geht eine große Sehnsucht und eine innere Empörung, aber sie findet nicht die Stichworte, worauf die vielen sich einigen könnten; alle wollen das Beste, doch können sie sich nicht verständigen. Jeder einzelne trägt eine ideale Forderung mit sich umher und grollt, daß sie nicht allgemein anerkannt wird; viele halten sich ein Höchstes vor Augen und — sehen nicht das Nächste.

Wir werden mehr und mehr dahin gebracht, einzusehen, daß auf dem Wege der Anklage und der Höchstforderung der Wille zu neuer Kultur nicht zu verwirklichen ist. Wir kämen vielleicht weiter, wenn wir uns einmal einigten, das Wort Kultur für eine lange Zeit überhaupt zu vermeiden, wenn wir aufhörten, auf ein vages Fernziel zu blicken und dafür von Fall zu Fall das Nächste und Notwendige taten — dieses aber auch mit aller Willenskraft und Folgerichtigkeit.

Denn: Kultur ist nicht eine Idee, es ist etwas ganz Wirkliches, das in jeder Persönlichkeit beginnt und endet. Kultur ist nicht das Unerwöhnliche und Geheimnisvolle, sondern es soll recht eigentlich das Alltägliche sein, das einfach Vernünftige auf einer höchsten Stufe. Die Gesamtkultur, wie die Geschichte sie uns vor Augen führt, ist nichts Abstraktes, es ist vielmehr jedesmal ein Organismus, der sich aus Millionen Einzelzellen zusammensetzt. Nie hat es in Zeiten der Kultur Programme gegeben; aber Arbeitstüchtigkeit aller einzelnen hat es gegeben, persönliche Vornehmheit hat es gegeben, Solidität der Leistung, einen vergeistigten Egoismus, einen ganz unsentimentalen Willen zum Echten und natürlichen

Freude an der Sache. Wir brauchen zu viele große Redensarten, wir berauschen uns an Worten, die „in Purpur und Ultramarin waten“, und übersehen dabei, wie wir von früh bis spät mit der Unkultur paktieren. Es wird etwa feierlich von den Zielen einer modernen Baukunst gesprochen, es werden Griechenland und Rom zum Vergleich herangezogen und Worte wie Monumentalität und Stil gebraucht; dabei wird aber übersehen, daß die elementarsten Grundlagen einer tüchtigen Baukunst, daß eine leistungsfähige gewerbliche Arbeit nicht vorhanden ist, daß es kaum noch Tischler gibt, die ein Möbel, eine Tür so gut fügen könnten wie zur Zeit unserer Großeltern, daß uns der Parkettfußboden unter den Füßen knarrt und klappt, daß der Putz von der Fassade bröckelt und das Mauerwerk liederlich gemacht ist, kurz, daß wir auf Schritt und Tritt in unseren Wohnungen von Pfscharbeit umgeben sind. Nicht nur in den Wohnungen. Wir reden über Tisch von dem Wert eines edlen Lagers und schmecken nicht, daß die Speisen, die wir essen, aus Universalunkunsten, fabrikmäßig konservierten Gemüsen und nach Restaurationsrezepten lieblos zusammengeköchelt worden sind. Wir lesen in Zeitungen und Büchern vom Fortschritt der Menschheit, von höchsten Kulturzielen und sittlichen Idealen und bemerken nicht, daß die Welterzieher ein elendes, verdorbenes Deutsch schreiben; daß auch ihnen die einfachsten Grundlagen der „Kultur“, die sie predigen, fehlen. Wir gehen ins Theater und debattieren tief-sinnig über die Tendenz des neuen Stückes, doch kommt es uns nicht in den Sinn, daß die Handwerksleistung des Dichters, die wichtiger ist als jede Tendenz, unter aller Kritik ist. Überall im öffentlichen und privaten Leben begegnen wir der Pfscharbeit, dem Unsoliden, dem nicht-Gekonnten und eben darum dem von Grund auf Unvornehmen. Das aber wird kaum bemerkt. Die Sehnsucht gilt immer nur der Idee, dem „Stil“, der großen Gebärde. Dieser Mangel guter Grundlagen ist an allem fast bemerkbar, was nicht technischer, nützlich wissenschaftlicher oder kaufmännischer Art ist. Wobei es bemerkenswert ist, daß gerade dort am wenigsten große Worte gemacht werden, daß dort am seltensten das Wort Kultur genannt wird. Im rein Geistigen ist es am ärgsten. Wie sehr hat man in den letzten Jahrzehnten doch in unserer Diplomatie die einfachste Kenntnis der Menschen und Dinge vermisst, mit welcher Albernheit sind gewisse religiöse Thesen behandelt worden, wie dilettantisch sind aus wissenschaftlichen Feststellungen von namhaften Gelehrten „Weltanschauungen“ abgeleitet worden! Immer im Namen neuer „Kultur“.

Wir brauchen nur entschlossen zu sein, uns die Untüchtigkeit im Alltäglichen nicht länger gefallen zu lassen, brauchen nur überall in Deutschland uns zu kleineren und größeren Gruppen zusammenzuschließen, die in den allereinfachsten Dingen die Nachfrage repräsentieren — eine Nachfrage nach solider Arbeit, und eine Gegnerschaft der Pfscharbeit in jeder Form — und es ist mehr für die Kultur getan, als wenn ein Duzend guter Bücher über den Gegenstand geschrieben werden.

Es ist gar nicht nötig, Gedanken daran zu verschwenden, wie die deutsche Kultur der Zukunft aussehen soll. Sie wird sich ganz von selbst machen und unversehens da sein, wenn wir erst aus dem großen Zivilisationschwindel, aus der raffinierten Barbarei des letzten Menschenalters heraus sind und die Schäden überwunden haben, die, im Gefolge der Industrialisierung, über ganz Europa gekommen sind.

*) Aus: Karl Scheffler „Leben, Kunst und Staat“. Inselverlag 1920.

Prunkglas.
Geschenk der
schwedischen Regierung
an den
australischen Staatsverband.



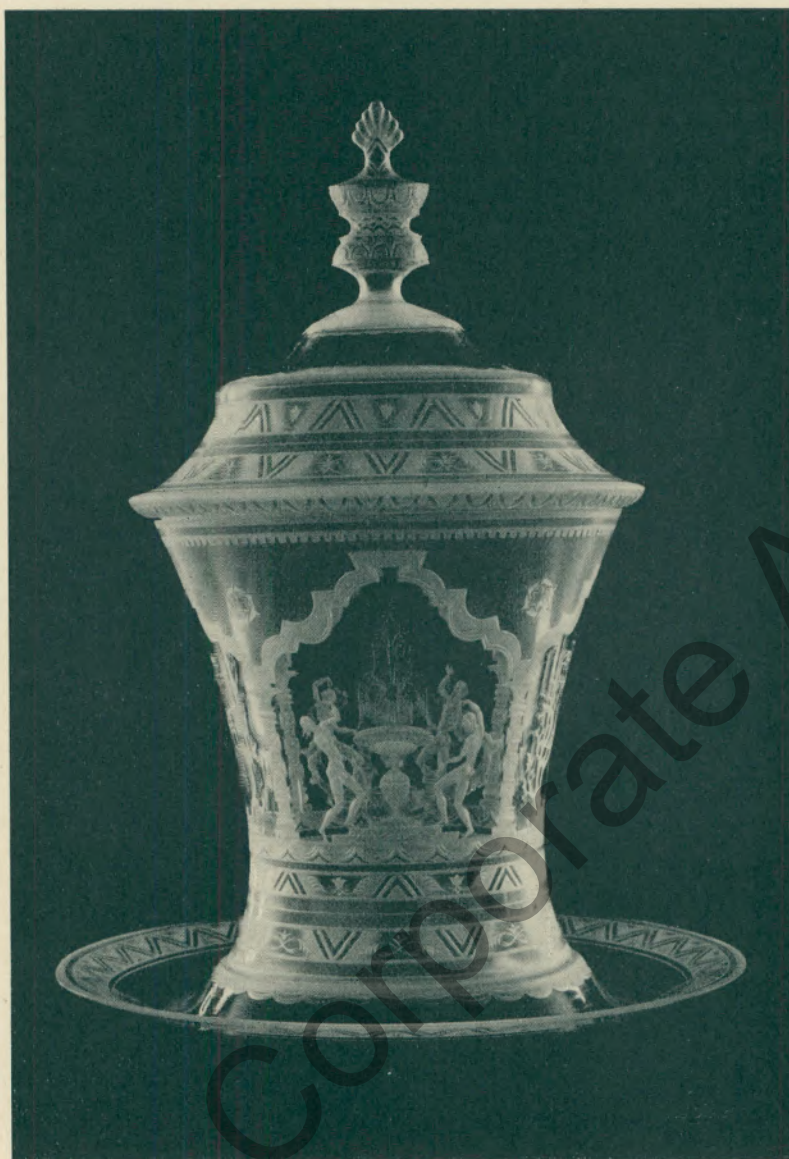
Lichtbilder: Winell.

Das Prunkglas von Orrefors.

Von Eugen Styr.

Nicht wie manches andere eigenartige Kunstgewerbe Schwedens ist die Erzeugung der als Ehrengabe und Prunkstück in allen Kulturländern bekannten und sehr geschätzten Kunstgläser von Orrefors aus der Tradition hervorgegangen. Vielmehr wird man sie als eine völlig neuartige Erscheinung werten müssen, die dem Auslande erst nach dem Kriege bekannt geworden ist. Da hier jedoch nicht so sehr die Kostspieligkeit dieses Glaschmuckverfahrens interessiert, als vielmehr das typisch Bedeutsame einer handwerklich eingestellten künstlerischen Originalität, so wird man nicht umhin können, den verborgenen Ursachen dieser neuartigen bildschöpferischen Entwicklung nachzuspüren, die hier einer längst vergessenen Art von Glaszierung zu höchster künstlerischer Entfaltung verholfen haben.

Grundlegend für die Betrachtung erscheint zunächst in Schweden die Sammlung und Bewahrung historischer Altertümer — besonders seit dem Erlaß Gustav Adolfs vor 300 Jahren, der nicht nur der alten Runensteine und Steinsetzungen gedenkt, sondern auch bestimmt, daß im Lande Hochöfen und Eisenhämmer, Hufschmieden und Nagelfabriken, Messingwerke und Kanonenfabriken in Betrieb kommen. Die Beziehungen zwischen Schweden und den norddeutschen Gebieten wieder bedingten den lebhaften Austausch geistiger und materieller Güter, und — massenhaft wandern deutsche Handwerker und Kaufleute in schwedische Städte. Aber schon lange, bevor sich das Handwerk in Schweden — durch die Einwanderung befruchtet — der Heimindustrie anschließt, wird auf allen schwedischen Höfen Heimarbeit in eigenartigster und mannig-



Prunkglas.

Entwurf: Ed. Hald.

fachster Weise betrieben. War schon mancher Bauer sein eigener Bergmann, so war erst recht jeder schwedische Landwirt sein eigener Hufschmied und Zimmermann geworden. Und bildete sich dadurch in Schweden schon sehr früh der Geist für ansprechende Formen und Farben aus, so hatte das wieder seinen Ursprung in einem scharfen Formensinn und Vorliebe für zierliche Gegenstände schon in der jüngsten Steinzeit, so daß bereits in der Bronzezeit eine früh entwickelte Handfertigkeit dem schwedischen Volke eigen ist.

Wo man auch in schwedische Bauernhöfe hineinsieht — überall findet man ansprechend bemaltes und künstlerisch schön geschnitztes Hausgerät; alles Proben einer stilvollen originellen Heimindustrie. Im 17. bis 18. Jahrhundert ist aber auch das schwedische Handwerk auf solcher Höhe, daß es sich neben Prunkstücken des Auslandes sehr wohl behaupten kann — bis dann auch in Schweden die Massenindustrie ihren Einzug hält. Zu den alten Industrien gesellen sich neue, wie z. B. im Jahre 1726 die Porzellanindustrie, während die Glasindustrie schon im 15. Jahrhundert in Schweden heimisch ist.

Als nun mit der Befriedigung des Warenhungers durch die Massenindustrie das Unpersönliche in das schwedische Heim einzudringen begann, bildete sich zum Schutze des Handwerks und der Heimindustrie die sogenannte „Elöjdbewegung“, unter der man in Schweden die Verteidigung und Organisation der Pflege jeder Art von Handfertigkeit versteht. Und diese Bewegung vor allem bildete denn auch ihrer weiteren Entwicklung nach das fruchtbare Erdreich, in das die Kunstglasindustrie von Orrefors ihre lebensfrischen Wurzeln senken konnte.

Indes — man wird die Bedeutung der Kunstglaskultur von Orrefors nur dann richtig einschätzen können, wenn man auch diejenigen Umstände im Auge behält, die der Elöjdbewegung ihren nationalen Unterton sicherten. Einen großen Sieg in diesem Sinne erreichte jedenfalls die Bewegung, als der Elöjd in allen Schulen als obligatorisches Unterrichtsfach eingeführt wurde, was besonders auf Nähen, Weben und Holzbearbeitung Bezug hatte. Dadurch konnte vor allem das Handwerk der mechanischen Industrialisierung einen viel zäheren Widerstand bieten als in einem anderen Lande. Bestanden so in

Teilbild
eines Pokals.
Entwurf: Ed. Hald.



Schweden noch im Laufe des 19. Jahrhunderts eine schnell fortschreitende Maschinenindustrie und eine uralte Heimindustrie friedlich nebeneinander, so gab um so mehr die Baltische Ausstellung in Malmö 1914 den Anlaß zu äußerst kritischen Auseinandersetzungen. Man geißelte die künstlerische Minderwertigkeit der Maschinenerzeugnisse, die Erstarrung der Formen in langweiligen Schablonen, die Bevorzugung der ausländischen Moden und die schöpferische Unfruchtbarkeit der mechanischen Produktion — kurz: alles Schattenseiten, die man damals als eine Vergewaltigung der Traditionen verstand. In diesem Zusammenhang hatte aber auch der Ausbruch des Weltkrieges eine ganz besondere Bedeutung insofern, als die schwedischen Künstler, die unter normalen Verhältnissen nach München, Düsseldorf, Paris oder Rom gereist wären, sich gezwungen sahen, in der schwedischen Heimat zu bleiben und hier neue Wege, das heißt eine mehr praktische Betätigung für ihre künstlerische Entwicklung zu suchen.

So kam es denn auch bald dazu, daß sich zahlreiche schwedische Künstler der Industrie zur Verfügung stellten; und

brachten die Künstler auch nicht überall gleich neue Ideen und Anregungen mit, so stellten sie doch zwischen Industrie und Handwerk eine überaus wertvolle Verbindung her und versuchten, die fabrikmäßige Erzeugung in die Bahnen der uralten Heimarbeit einzulenken. Vom Standpunkt der Slöjdbewegung konnte diese Einstellung der heimischen Künstler nur begrüßt werden, und es versteht sich von selbst, daß ihre Vertreter dieser Entwicklung nicht nur Verständnis entgegenbrachten, sondern auch bei jeder Gelegenheit bemüht blieben, der Bevölkerung die Augen für eine neuartige Kunsterzeugung zu öffnen, die, unbeschadet ihrer höheren künstlerischen Qualität, als eine „fabrikmäßige“ angesprochen werden kann.

In ganz eigenartiger Weise trifft nun diese Entwicklung für die Kunstglasproduktion von Orrefors zu. Hier hatten sich die beiden Künstler Simon Gate und Eduard Hald der Kunstglasproduktion zur Verfügung gestellt und durch ihre künstlerische Leistung den Prunkgläsern von Orrefors Weltruf erworben. Es soll hier aber nicht so sehr der Aufschwung betont werden, den das Unternehmen in Orrefors seitdem genommen



Schale.
Entwurf: Simon Gate.

hat, als vielmehr die Methode und Tatsache der beiden Künstlerpersönlichkeiten, die die eigentliche Grundlage des Unternehmens geworden sind, und denen sich im Jahre 1929 noch der Künstler B. Lindstrand zugesellte.

In der Geschichte der Kunstglaserzeugung finden wir gewiß auch sonst Beispiele dafür, daß zur Lösung der künstlerisch gestellten Aufgaben die geschicktesten Handwerker herangezogen werden mußten. So auch in Orrefors. Doch hat der künstlerische Leiter des Unternehmens, Eduard Hald, der sozusagen gewohnheitsmäßig in Glas zu denken pflegt, sich die Heranbildung von fein geschulten Werfkünstlern im Rahmen einer eigenen Lehrlingschule angelegen sein lassen, so daß der Nachwuchs gesichert wurde. Die Eigenart, ja Einzigartigkeit der hohen künstlerischen Leistung aber, die in den Prunk- oder Biergläsern von Orrefors zum Ausdruck kommt, ist Niederschlag und sinnfälliger Ausdruck einer damals völlig neuen Betriebsform: dem bewußt betonten persönlichen Zusammenwirken und Zusammenklingen zwischen den genannten Künstlern als den Trägern künstlerischer Ideen einerseits und den Graveuren als Werfkünstlern anderseits. Kein Entwurf braucht dem Leiter des Unternehmens zur Entscheidung oder Genehmigung vorgelegt zu werden, sondern jeder einzelne Künstler trägt für die Ausführung seines Entwurfs bis zum fertigen Glas selbst die volle Verantwortung und pflegt diese nur mit dem Graveur zu teilen.

Dieses enge und persönliche Zusammenarbeiten ist inzwischen im ganzen schwedischen Kunstgewerbe vorbildlich geworden — gleich, ob man in Zinn, Silber, Holz oder Tonerde denkt.

Selbstverständlich gab es vordem auch in der

Kunstglaserzeugung von Orrefors hinsichtlich des gewöhnlichen Geschmacks eingefahrene Gleise, die aber durch die Lauffraft der Künstler Gate und Hald ins Moderne umgestellt werden konnten. Die bis dahin vorherrschenden Jagdmotive wurden teils durch symbolische Frauengestalten, teils durch Muster rein ornamentaler Art ersetzt. Wohl klingen noch Motive der Vorzeit mit, aber das angeborene Verständnis für die Wirkung des Materials hat die Fortsetzung der Tradition sozusagen bildschöpferisch überwunden. Denn zweifellos bilden die Glaschöpfungen von Orrefors den Anfang einer noch unübersehbaren Wende für das schwedische Kunstgewerbe überhaupt. Nur ganz selten kommt es bei den überaus wertvollen Prunkgläsern vor, daß sie zu der Ausführung wiederholt werden, wodurch denn auch der materielle Wert der einzelnen Stücke bzw. Glaschöpfungen ein ganz erheblicher ist, da diese zugleich auch in der Formgebung als Originale zu bewerten sind.

Die Künstler von Orrefors haben im Laufe der Jahre ihre Aufmerksamkeit auch dem geschliffenen Kristallglas zugewandt. Statt der alten Schliffarten, deren kennzeichnende Eigenschaften aus einem stark glänzenden Muster ohne eigentlichen Zusammenhang mit der Form entstehen, arbeiten die Künstler nunmehr darauf hin, durch Schliff einen ruhigen, der Form des Glases angepassten Schmuck zu erzielen. Ihre Bildschöpfungen aber bleiben in hohem Maße, wie die Abbildungen zeigen, auf das Prunkglas gerichtet, bei dem als Zierverfahren nur das Gravieren des Glases in Frage kommt.

Das einzige Werkzeug des Graveurs ist die rotierende Kupferscheibe, die an der äußersten Spitze einer zu drei-



Blumenvase.
Entwurf: B. Lindstrand.



Glasteller.
Entwurf: Ed. Hald.

viertel aus dem Gestell herausragenden Achse befestigt ist. An einer solchen, mit Schmirgel und Öl bestrichenen Kupferscheibe wird der gläserne Gegenstand freihändig entlanggeführt, so daß der Werkkünstler über ein ganz hervorragend sicheres Fingerspitzengefühl verfügen muß. Zu seinem Gravierapparat gehören nicht weniger als neunzig solcher Kupferscheiben in Abmessungen von 1,5 bis 200 Millimeter im Durchmesser.

Die Künstler von Orrefors liefern ihren Graveuren die fertig ausgearbeitete Skizze, besprechen mit ihnen die Einzelheiten der Ausführung und lassen ihnen dann freie Hand und volle Selbständigkeit. Mit schnell trocknender Linte zeichnet der Graveur die figürlichen Umrisse auf die glatte Glasfläche und läßt dann die Kupferscheibe innerhalb dieser Umrisse ihr Werk vollbringen. So entstehen diese hochwertigen Prunkgläser, die in künstlerischer und technischer Hinsicht vielleicht nur der venezianischen Glaskunst in ihrer Glanzperiode zur Seite gestellt werden können, gewissermaßen aus freier Hand und bilden dann auf großen internationalen Ausstellungen diesseits und

jenseits des Ozeans seltene Schaustücke, deren Entstehung man sich nur vergegenwärtigen kann, wenn man sich dabei die im schwedischen Volke jahrtausendlang geübte Handfertigkeit vorstellt.

So ist es denn auch zu verstehen, daß die Prunkgläser von Orrefors ihrer hohen künstlerischen Bedeutung nach vielfach als Ehrengeschenke Verwendung finden. So z. B. als Ehrengeschenk des Königs Gustaf V. an den Kronprinzen von Japan, desgleichen an die Königin Victoria, als Hochzeitsgeschenk an den Kronprinzen Gustaf Adolf, an den Prinzen Gustaf Adolf und an die Prinzessinnen Margareta, Marta und Astrid; ferner als Ehrengabe an den Prinzen Bernadotte und als Hochzeitsgeschenk an den norwegischen Kronprinzen Olaf. Von anderen größeren Prachtstücken seien nur genannt: der sogenannte Pariser Pokal, ein Geschenk der Stadt Stockholm an die Stadt Paris, und die Canberra-Urne, als Geschenk an den Australischen Staatenbund anlässlich der Einweihung seiner neuen Hauptstadt. Wie man sieht: Geschenke an alle Welt.



Heimat und Welt.

Von Ernst Wiechert.

Wenn ich mit meinem Vater abends aus dem Walde ging, nach Hause, blieb ich bei den letzten Pilzen stehen und fragte, wann sie nach Hause gingen. Sie könnten nicht gehen, sagte mein Vater. Sie seien zu Hause, wo sie ständen. Ich verstand das nicht. Die Vögel flogen in ihre Nester, die Rehe zogen in ihr Bett, der kleinste Käfer barg sich in seinem dunklen, warmen Haus. Sie aber hatten kein Dach über dem Kopf als den großen Waldesraum und das Gewölbe der Sterne, und manchmal deckte ich heimlich ein Tuch über sie, damit sie zu Hause wären in der dunklen Nacht.

Täglich ging ich zu ihnen. Ich sah, daß ihre Kinder um sie wuchsen, klein, still, mit Hüften, die viel zu groß für sie waren. Auch sie hatten kein Zuhause, der Regen schlug auf sie nieder, Schnecken fraßen an ihrer Wehrlosigkeit, und vor dem ersten Schnee waren sie verfallen, und ihre kleinen Leichen lagen überall auf dem braunen Moos.

Ich bin geneigt, zu lächeln über den Kinderschmerz, und es würde doch nicht richtig sein, denn das erste, große, ganz umfassende Gefühl des Kindes war das Heimatgefühl, und ihm schien verloren und ausgestoßen, was ohne Heimat war. Und das Kind selbst? Wir alle, als wir klein waren, mit zu großen Hüften, hatten wir mehr über uns als einen dunklen Waldesraum und ein Gewölbe hoher Sterne? Da war das Anklitz der Mutter, das uns Sonne, Mond und Sterne war, da war das Wunder der Lampe am stillen Abend, der Winkel am Ofen und ein paar Wände, die ihn begrenzten. Und weiter war nichts. Und zur Nacht deckte man vielleicht ein Tuch über unser Gesicht, damit wir „zu Hause“ wären.

Das im kleinen Kreise Kriechende waren wir, das nicht Wandernde, das Hilflose, das vor einem Käfer schrie. So klein war unsere Welt, so eng wie die eines jungen Tieres, wie jener kleinen Gesellen mit den großen Hüften, die immer verzaubert aussahen, gebannt, nicht zu erlösen.

Und heute sind wir die Herren der Welt. Der Raum ist unser, und die Zeit ist unser. Wir stehen in den Museen, die Zeit bricht auf, und unsere Hand kann rückwärts tasten bis zu den Zeiten der Ägypter und Babylonier. Wir stehen in den Sternwarten, der Raum bricht auf, und unser Auge kann hinaustasten bis an die Ewigkeit des Orionnebels. „Amerika“, sagt jemand, und vor unserem Bewußtsein steigt gehorfsam die Welt empor, die ehemals eine „neue Welt“ war. Steigt empor, zusammengesetzt aus tausend Vorstellungen und Begriffen, gelernt, gelesen, erfahren,

Landschaften, Menschen, Sprache, Geschichte, Vergangenheit und Zukunft. Die Erde gehört uns, das Meer, die Luft, der Aether, die Unendlichkeit. Wir haben die Welt erobert, jeder einzelne von uns. „Heim“ bedeutet im Sanskrit die Wohnung, im Litauischen den Bauernhof, im Gotischen das Dorf. Und „Welt“ bedeutet das Mannesalter, das Menschenalter, das All. Ungeheure Spannung, die zwischen den beiden Begriffen sich dehnt. Summe aller Menschheits-

wege, vom dämmernden Wandel des Kinderlebens bis zum unendlichen All. Summe alles Suchens und Sehns, aller Mühe und Wagnis, aller Opfer und Hingabe, alles Blutes, aller Tränen, aller Triumphe. Im Mutterleibe begonnen wie die Frucht aller Kreatur, dumpf, nicht wissend, ahnungslos, „selbstlos“, und nun lächelnd über die Schmerzen und Träume der Kindheit, der Natur sich entreisend, der Zeit und ihren Gesetzen, dem Raum und seinen Bindungen, hinausgeschleudert über die kleinen Brüder in Pflanze und Tier, ausgezogen wie Saul, um seine Gefährtin zu suchen, und heimkehrend mit einer Königskrone. Vom Pfahlbürger zum Weltbürger, vom Höhlenbewohner zum Herrn des Aethers, von der Stummheit des Tierblickes zum Lächeln, zur Träne, zur Anbetung. Heimkehrend? Ja, wohin? Wo ist das Schloß, in dem man uns den Mantel von den Schultern löst, wo das Rissen, auf das wir unsere Krone zur Nacht legen können, wo die Hand, die ein Tuch über unser Gesicht deckt, damit wir „zu Hause“ sind? Ein König ohne Krone ist ein schmerzliches Bild, aber ein König, der seine Krone

nicht von der Stirne nehmen kann, ist ein verzweifelter Bild. Gibt es nicht ein Kirchenlied: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ Ist auch dies ein Kinderlied, des milden Lächelns wert, der spielerischen Erinnerung? Oder pocht es leise, wie der Ruf eines Schicksals? Mahnt es, daß wir bezahlen müssen für das, was wir gewannen, in Treuen und gerecht, wie im Gotteshaushalt bezahlt werden muß? Das Glück mit den Tränen, das Leben mit dem Tode, die Welt mit der Heimat?

Nein, wir wollen nicht zurückweichen, auch nicht vor diesem Preise. Und wenn wir es auch wollten, wir können es nicht. So wenig wie eine Speiche im donnernden Rade anhalten kann, weil ihr vor dem Kommenden graut. Aber wir können es ein wenig bedenken. Auch an der Schwelle der „Welt“, des Alls, können wir ein wenig die Schuhe ausziehen, wie wir als Kinder vor der Schwelle der Heimat taten.

Zwei Gedichte

von Hans Friedrich Blunck.

Nordischer Abend.

Im Erlendämmer'n ein roter Wind
Läuft über die Moore in seufzender Hast,
Im Abend lehnt ein Wolfentor,
Weit offen seinem letzten Gast.
Die Brücke, die hinüberführt,
Spannt über des Flusses schwarzem Span.
Dunst steigt, als hob' sich mühsam groß
Blind rudern vor dir ein grauer Rahn.

Dahem.

Erde, wenn ich auf gepflügtem Acker
Deine Rinde mit den Händen fasse,
Sonne, wenn ich deiner frühen Nebel
Atem in die Brust einströmen lasse,
Mutterland, wenn ich den Duft der Reife
Und das Raunen deiner Nacht empfangen,
Weiß, wenn ich von deiner Seele nehme
Und nach Ewigkeit aus dir verlange —
Oh, was gab es sel'ger in der Ferne
Als die Welt, die, groß in ihrer Enge,
Meine Sinne mütterlich umfängt
Und mich küßt, wenn ich mich an sie dränge.



Reiseglück der Romantik.
Moriz von Schwind: „Symphonie“ (1848).

München, Alte Pinakothek.

Reise„freuden“ in alter Zeit.

Von Professor Dr. Michael Birkenbihl.

„Eine Reise ist ein Trunk aus der Quelle des Lebens.“ (Hebbel.)

Nun ist die Zeit wieder da, wo man mit Landkarte, Bäder- und Kursbuch Reisepläne macht. Alte Sehnsüchte nach Meer und Hochgebirge, nach den Farbenhymnien des Südens und der phantastischen Pracht fremder Erdteile werden wieder gestillt. Es gab aber Zeiten, in denen man nur reiste, wenn man dazu gezwungen war, Zeiten, in denen das Reisen eine ernste Gefahr für Leben und Eigentum bedeutete. Und es lohnt sich vielleicht, einmal einen Blick auf jene Abschnitte der Verkehrsgeschichte zu werfen, in denen die modernen Verkehrsmittel noch unbekannt und eine Reise weniger behaglich, dafür aber um so reicher an Abenteuern war.

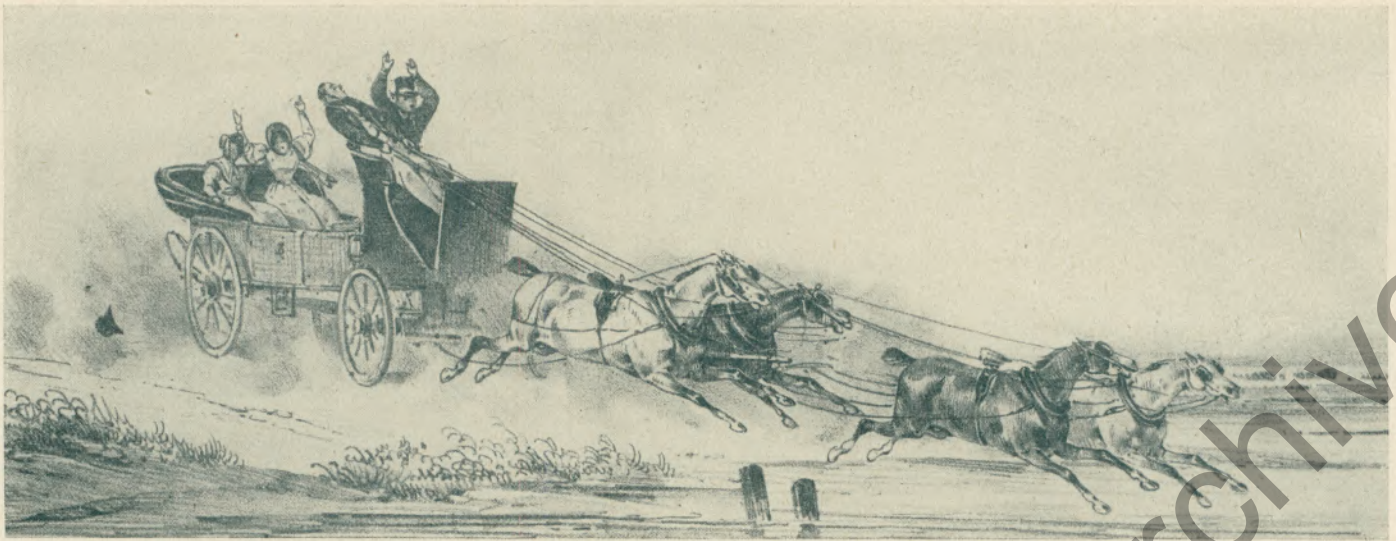
Solange es noch keine Eisenbahnen gab, hing die Sicherheit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Reisenden vor allem von der Beschaffenheit der Landstraße ab. Die ausgezeichneten Straßen, welche die Römer mit vorbildlicher Sorgfalt in Germanien angelegt hatten, verfielen während des Mittelalters. Eine größere Reise zu Land war deshalb mit so viel Strapazen verbunden, daß die Könige und Fürsten, wo immer es ging, den Wasserweg wählten. Wenn sich Karl der Große nach seinem waldumfriedeten Jagdschloß Salz in Unterfranken begab, fuhr er auf Rhein, Main und Saale. Das gebräuchlichste Verkehrs-

mittel war aber das Pferd. Nur selten sah man auf der Landstraße einen Reisewagen. Das starre System seiner Bauart, das jede Unebenheit der Straße empfindlich spüren ließ, und die Preisgabe an alle Unbilden der Witterung ließen diese offenen zweiräderigen Karren wenig verlockend erscheinen. Die erste Verbesserung des Wagenbaus wird dem Erzbischof Willigis von Mainz († 1011), einem Wagnerzohne, zugeschrieben. Er soll statt der Blockräder die Speichenräder eingeführt haben. Als man im fünfzehnten Jahrhundert diese Karren mit einem Plandach versah, war der Haudererwagen geschaffen, mit dem noch unsere Großeltern reisten. Auch Luther fuhr in einem solchen zum Reichstag nach Worms (1521).

In ein neues Stadium trat der Verkehr, als man den Wagenkasten nicht mehr starr am Gestell befestigte, sondern in eisernen Ketten oder Riemen aufhing. Diese Verbesserung kam in dem ungarischen Orte Kocs (sprich: Kotsch!) auf und danach hießen die neuen Wagen Kutschen. Um 1650 führte man unterlaufende Räder ein, bog die Langbäume zurück und machte die Vorderräder niedriger. Die wichtigsten Verbesserungen im Wagenbau wurden in England erfunden. 1669 lief der erste Eilwagen zwischen London und



Reisende Königin des Mittelalters.
Miniatur der Handschrift René roi de Sicile (15. Jahrhundert).



Unfreiwillige Badereise.
Lithographie von Edouard Ewebach (um 1820).

Oxford. Zu dieser Strecke von zwölf Meilen brauchte er noch einen ganzen Tag. Die wertvollste Verbesserung, die England einfuhrte, waren die eisernen Federn der Wagen. Noch im neunzehnten Jahrhundert war das Inselreich im Wagenbau allen anderen Ländern so weit voraus, daß die Stadt Königsberg 1838 den Hochzeitswagen für Kaiser Wilhelm I. bei der Firma Hooper & Co. in London bauen ließ. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts leistete auch Frankreich Bedeutendes im Wagenbau. Der Staatswagen für Friedrich Wilhelm II. wurde deshalb 1789 von der Firma Ginkrot in Straßburg gebaut.

Eine neue Zeitspanne brach im Reisewagen an, als die Post nicht nur Briefe, sondern auch Personen beförderte. Die Post ist nicht, wie man vielfach behauptete, eine Erfindung der Laxis, aber dieses Geschlecht hat sich durch vier Jahrhunderte um die Verbesserung der Verkehrsmittel bedeutende Verdienste erworben. Ursprünglich stellte die Post dem Reisenden nur ein Reitpferd zur Verfügung. 1683 fuhr in Deutschland der erste Postwagen zwischen Berlin—Hamburg und Berlin—Leipzig. Er ging jede Woche einmal. Sieben Jahre später (1690) richtete die Familie Laxis zwischen Nürnberg und Frankfurt am Main ihre erste Personenpost ein. Damit beginnt jene Romantik des Postwagens und des Postillions, die in der deutschen Kunst eine so starke Resonanz gefunden hat, die

„Zeit des Passgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Postfalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs.“

Neben dem deutschen Hausknecht, der Scheffel besonders ins Herz gewachsen war, spielt der Postillion im Reiseverkehr die erste Rolle. Von seinem Pflichtgefühl, seiner Fahrkunst, seinem Wohlwollen hing der Verlauf der Reise ab. Nach den Klagen der älteren Schriftsteller gab es in Norddeutschland viele grobe und saufende Postillione, die in jedem Dorfwirtshaus Station machten. Der süddeutsche Postillion war gemütvoller und deshalb tiefer in der Volksseele verwurzelt. Neben seiner schmutzigen Uniform hatte es besonders sein Posthorn dem Volke angetan. Im ersten Morgenstrahl, wenn die kleine Stadt noch schlief, schmetterte er ihr schon vor dem behäbigen Gasthof einen hellen Gruß zu und forderte die Passagiere zur Weiterreise auf. Und wenn sein weicher, gemütvoller Klang durch die laue Maiennacht floss, dann war der Traum der stillen Gegend noch einmal so schwer an silbergleisender Poesie. Die Romantiker, namentlich Eichendorff, haben das immer wieder dankbar empfunden. Das Posthorn

wurde von den Messgerposten, Vorläufern der Laxispost, eingeführt. Es hatte in erster Linie eine praktische Bedeutung. Es verkündete vor dem Posthause die Ankunft und Abfahrt der Post; das war auch deshalb wichtig, weil man seinen Brief noch rasch dorthin zur Beförderung trug oder ankommende Briefe abholte. Denn Briefkästen und Briefträger gab es noch lange nicht. Auf ein Hornsignal mußten alle entgegenkommenden Fahrzeuge halten oder ausweichen. Das Posthorn öffnete nachts die verschlossenen Stadttore und Zollschranken, es rief um Hilfe, wenn man sich verirrt hatte oder dem Wagen ein Unfall zugestoßen war (Nottsignal). Um Irrtümer zu vermeiden, verbot Kurbrandenburg schon 1694 allen Privatfuhrwerken den Gebrauch des Posthorns. Die Signale, die sich im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet hatten, wurden durch den Generalpostmeister Nagler gesammelt und erweitert. Jetzt gab das Horn schon von ferne dem Postmeister die Zahl der Haupt- und Beiwagen und die Art der Bespannung an, so daß man bereits vor dem Eintreffen des Wagens die nötigen Pferde und Kutschen bereitstellen konnte. Erkante irgendwo das Haltesignal, so hatte jede Postkutsche sofort anzuhalten.

Die einschmeichelnde Melodik des Posthorns mußte zunächst in den Musikern ein fruchtbares Echo wachrufen. Marschner, Conradi, Taubert, Franz Schubert haben Postlieder komponiert, bei denen echte Signale verwendet wurden. Nachdem schon Herzog Maximilian von Bayern in den „Posthornklängen“ Postlieder aus allen deutschen Gauen dargeboten hatte, erschien 1886 in dem „Postliederbuch“ von A. Schmidt eine neue Sammlung der schönen alten Lieder, von denen manches unverlierbares Volksgut geworden ist. Zu der herrlichen Posthornfuge „Aria del Postiglione“ von Sebastian Bach mag ein altes thüringisches Volkslied den Grundstock geliefert haben. Bach hörte es wohl aus dem Horn des Arnstädter Postillions.

Einer der ersten Vorkämpfer des Postwesens ist der Große Kurfürst. Er gründete 1646 die brandenburgisch-preussische Landespost. Jahrhundertlang hat Preußen seine Landespost zäh verteidigt und niemals einen Laxis-Postwagen in sein Gebiet einfahren lassen. Einen wesentlichen Aufschwung erfuhr das preussische Postwesen durch die französischen Finanzbeamten, die Friedrich der Große ins Land rief.

Aber trotz der verschiedenen Verbesserungen der Wagen hatte das Reisen noch bedenkliche Schattenseiten. Zunächst die Langsamkeit der Fortbewegung. Im allgemeinen sollte in der Stunde eine Meile (7,5 Kilometer) gefahren werden. Aber



Gefährliche Fahrt.
Lithographie von Edouard Swebach (um 1820).

die Postillione hielten sich nicht an diese Vorschrift und brachten oft eine Verspätung von sechs Stunden zusammen. Brach ein Rad, dann mußten die Reisenden zuweilen in einem Dorfe übernachten, das nicht einmal ein Wirtshaus hatte. Von Memel bis Berlin (705 Kilometer) brauchte man im günstigsten Falle 104 Stunden. Da die Post trotzdem das schnellste Verkehrsmittel war, wurde sie vom Handel übermäßig in Anspruch genommen. Briefbeutel, Geldsendungen und Wertstücke wurden im Bockkasten untergebracht, das Gepäck hinten in der Schoßkelle. Reichste der Platz nicht aus, so wurden Bier- und Branntweintonnen, Herings- und Ölfässer, Möbel, Wildschweine und allerlei Rohprodukte der Landwirtschaft samt den Futtersäcken der Postpferde einfach zwischen den Beinen der Passagiere verstaut; eine Postchaise beförderte einmal 90 Hasen von Halberstadt nach Berlin. Niemand durfte einsteigen, solange nicht das ganze Frachtgut eingeladen war. Dazu nahmen die Postillione gegen ein gutes Trinkgeld mehr Passagiere mit, als erlaubt war; diese erhielten dann die besten Plätze. Das preussische Postedikt vom 6. März 1712 rügt deshalb mit Recht, daß die Reisenden „vor lauter Päckereien und übeln Geruch in den Wagen kaum sitzen können und zu nicht geringer Blame (Blamage) der egl. Posten ganz stecken bleiben“. Viele Unannehmlichkeiten erwuchsen dem Reisenden aus dem miserablen Zustand der Landstraßen. Auf der wichtigen Heerstraße Marburg—Frankfurt ließ der Wegmeister des Landgrafen von Hessen ein großes Loch, in dem ein Knecht verunglückt war, mit 500 Wellen Reisig und Steinen ausfüllen! Bei der Eröffnung des Klebe-Märkischen Landtags, 1805, verzichtete der Kammerpräsident von Vincke im Hinblick auf den schlechten Zustand der Straßen des Bistums Münster auf seinen Wagen und legte die Strecke Münster—Hamm lieber zu Fuß zurück. Die Unebenheiten der Poststraßen machten den Reisenden nicht nur seefrank, oft genug flog der Passagier auch in großem Bogen aus der Postkutsche, wenn der Postillion nicht sogar umwarf. Gegen diese Unsitte wendete sich Friedrich der Große. Er lehnte es ab, die schlechtesten preussischen Landstraßen ausbessern zu lassen, dafür sollte jeder Postillion für das Umwerfen 50 Stockprügel erhalten. Die besten Landstraßen hatte die Freie Reichsstadt Frankfurt. Jede Wegstunde kostete sie freilich auch 60 000 Gulden, für die damalige Zeit eine ungeheure Verschwendung. Der Reisende Risbeck erklärte die Straße von Frankfurt nach Mainz für die schönste Deutschlands. Sie ist „schnurgerade, hochgewölbt, wohlgepflastert und zu beiden Seiten dicht mit hohen Steinen befest, welche die Fußgänger gegen die Wagen und Pferde

sicher setzen. Hier und da bildet sie eine der schönsten Alleen von alten Walnuß- und Obstbäumen.“

Unter dem Drucke Napoleons, der gute Heerstraßen brauchte, verbesserte sich das preussische Straßentwesen. Der wichtigste Fortschritt war das Makadamisieren, das nach seinem Erfinder, dem Engländer Mac Adam (1756 bis 1836), benannt wurde.

Hypochonder sahen allerdings stets in der Postkutsche nur ein Marterinstrument. 1672 ließ der Engländer Johann Cresset eine Anklageschrift gegen sie erscheinen, in der es heißt:

„Und dann kann es für niemand gesund sein, daß er ein oder zwei Stunden vor Sonnenaufgang aus dem Bett in die Postkutsche muß, daß er bis in die Nacht hinein in vollster Hast von Ort zu Ort weiter gebracht wird, so daß er, wenn er den ganzen Tag gefessen, im Sommer von Staub und Hitze erstickt, im Winter halb erfroren und hungrig bei Jackellicht in die Herberge kommt, um am andern Morgen wieder so zeitig in die Postkutsche gepackt zu werden, daß er nicht einmal frühstücken kann. Wird eines Mannes Gesundheit oder Geschäft gefördert, wenn er mit kranken, alten Personen oder mit heulenden Kindern fährt, wenn er allen Launen sich fügen muß, durch stinkende Dünste vergiftet, durch Schachteln und Ballen zum Krüppel gedrückt wird? Ist es ihm etwa gesund, wenn er auf schlechten Wegen umgeworfen wird, bis an die Knie im Dreck waten muß und in der Kälte sitzt, bis neue Pferde herbeigeholt sind, welche die Kutsche weiterziehen? Ist es gesund, in verfaulten Kutschen zu fahren, bis eine Achse oder ein Rad bricht, so daß man drei oder vier Stunden, oft auch einen halben Tag warten und bisweilen selbst die ganze Nacht reisen muß, um das Versäumte wieder nachzuholen?“

Dagegen rühmen Lord Byron und Georg Christian Lichtenberg die englische Post auf Kosten der deutschen. Byron schreibt im „Don Juan“:

„Vorwärts nach Canterbury! Fliege! Rolle!
Trapp, trapp auf Ries, klatsch, klatsch durch Pfütz und Lümpel,
Hurrah, wie saust die Post, die wundervolle!
Nicht wie in Deutschland, wo ein träger Lummel
Uns fährt, als ob er uns begraben wolle,
Und ewig still hält und sich stärkt mit Kummel,
Halunke, den Hundsfoß, Vermaledaier!
So wenig rührt wie Bliß den Blißableiter.“

Lichtenberg preist die Schnelligkeit der englischen Postwagen, gießt seinen Spott über die preussischen aus und schildert die Verwirrungen, die Amor in englischen Postwagen an-



Extrapost

Nationalbibliothek Paris.

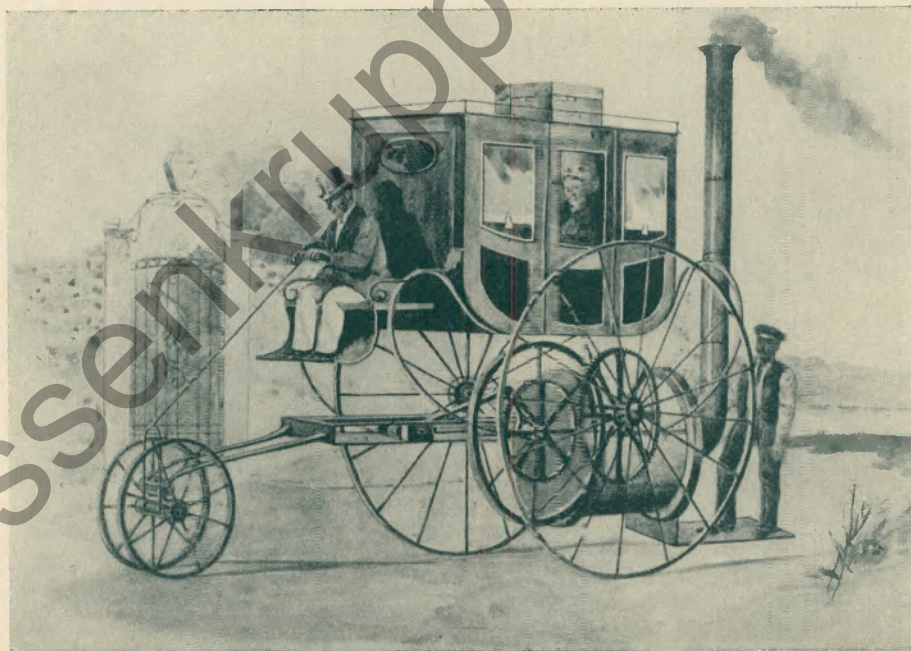
Lithographie von François Delpech (um 1820).

richtet. Dann fährt er fort: „So etwas ist, dem Himmel sei Dank, auf unseren Postwagen nicht möglich. Denn erstlich können artige Frauenzimmer sich unmöglich auf einen solchen Wagen setzen, wenn sie sich nicht in der Jugend im Baunklettern, Eiserne zerbrechen, Apfel abnehmen und Flüsse trügeln

umgesetzt haben; denn der Schwung über die Seitenleiter erfordert eine besondere Gewandtheit, und wenige Frauenzimmer können ihn tun, ohne den untenstehenden Wagenmeister und die Stallknechte zum Lachen zu bringen. . . . Endlich hat man auf deutschen Postwagen ganz andere Sachen zu tun,

als zu plaudern; man muß sich festhalten, wenn die Löcher kommen, oder in den schlimmen Fällen sich gehörig zum Sprung spannen, muß auf die Äste acht geben und sich zur gehörigen Zeit ducken, damit der Hut oder Kopf nicht sitzen bleibt; die Windseite merken und die Kleidung an der Seite austauben, von wo der Angriff geschieht, und regnet es gar, so hat der Mensch die Eigenschaft mit anderen Tieren gemein, daß er stille wird, wenn er naß wird, das heißt also die Unterhaltung ganz.“

Seit 1695 versah man die Wagen auf beiden Seiten an den offenen Türen mit Wachseleinwand. Bei Regen und Schneegestöber wurden sie heruntergelassen; damit waren freilich die Passagiere in Dunkel gehüllt. Die preussische Postverwaltung erwartete von dieser Neuerung einen bedeutenden Aufschwung des Verkehrs. Aber Lichtenberg meinte dazu: „Sie streichen die Postwagen rot an als die Farbe der Schmerzen und der Marter und bedecken sie mit Wachstüchern, nicht wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn die Reisenden haben ihre Feinde



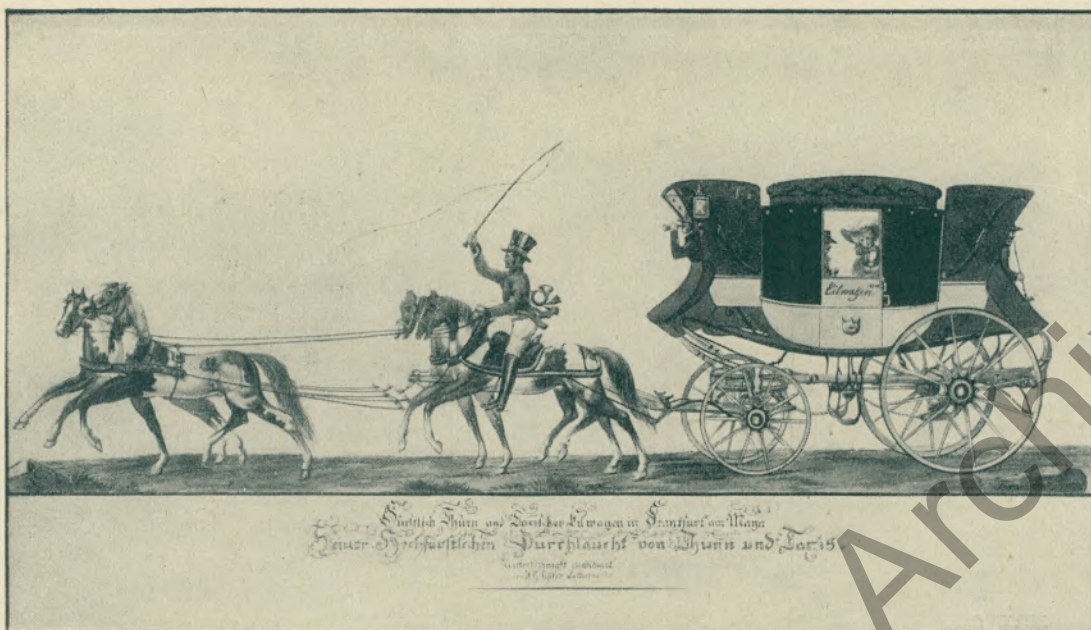
Dampfkatze von Trevilhid 1803.

Nach einer Abbildung in Pangborn „The World's Rail Way“.

Thurn
und Tarischer
Eilwagen.

Nach einem Aquarell
von Diré (1622).

Postmuseum Nürnberg.



unter sich, Wege und Wagen nämlich), sondern aus demselben Grunde, warum man dem Gehentken eine Mütze über das Gesicht zieht, damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen, die jene ziehen.“

Zu den schlimmsten Leiden der Postreisenden gehörte die Kälte. Eine Chronik meldet zu dem furchtbaren Winter von 1709: „Sehr viel Wanderer hatten das Loos zu erfrieren, ein Schicksal, vor welchem selbst die Passagiere in den Dilligenzen und die Postillione in der Hülle ihrer Mäntel und Pelze nicht geschützt waren. Denn mehrere Male geschah es, daß die Postpferde mit ihrem Wagen oder Felleisen an der Station ankamen, aber niemand stieg aus und ab: die Fahrenden und Reisenden waren zu Leichnamen geworden.“

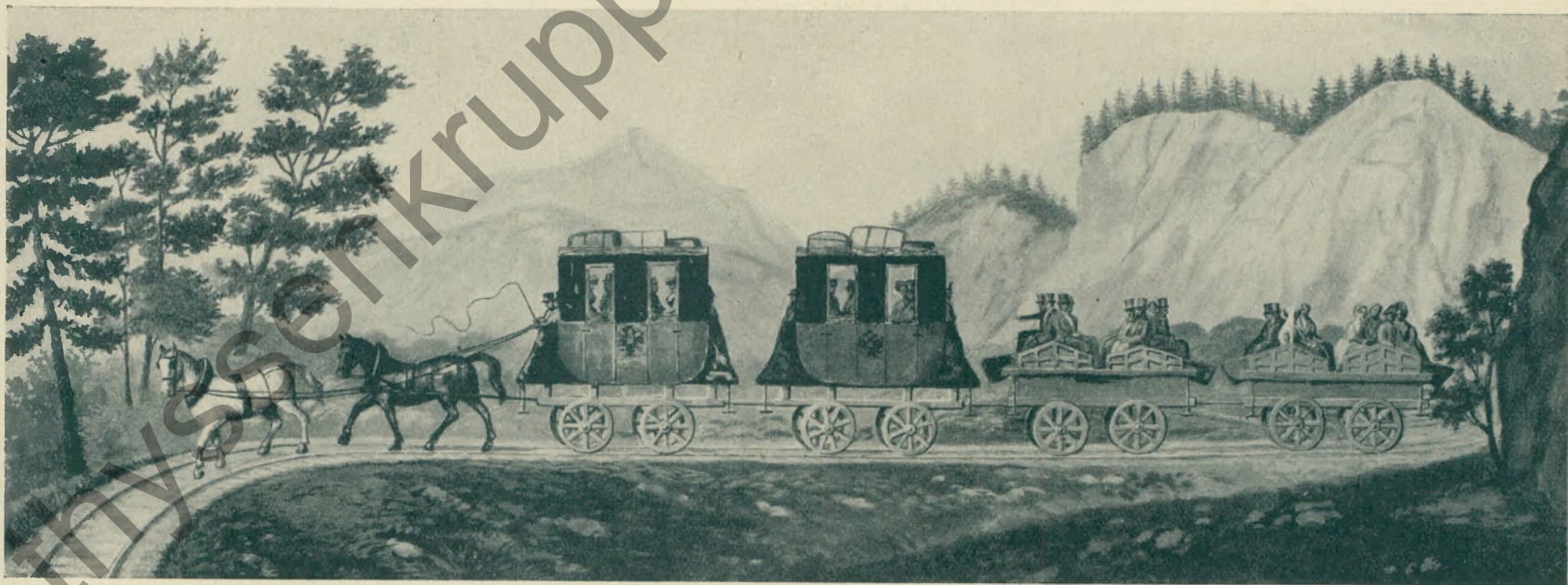
Weit besser als der Postreisende war der Wanderer daran. Ihn störte keine unliebsame Gesellschaft, der Genuß der Gegend war ihm nicht durch ein fortwährendes Rütteln verleidet, dazu konnte er sich Tagesleistung und Quartier nach freiem Ermessen bestimmen. Auch für das Wandern, die „freie Burschenlust“, ist das Zeitalter Eichendorffs, Heibels

und Scheffels die rechte Blanzzeit gewesen. Im achtzehnten Jahrhundert spielte das Reitpferd seine größte Rolle. Die jungen Adelligen mit ihren Hofmeistern, die Kaufleute, die Geistlichen, die Studenten machten ihre Reise am liebsten zu Pferd. Auch der junge Goethe fühlt sich auf dem Pferde wohler als in der Postkutsche, in der er in späteren Jahren so manchen Tag zubringen sollte. Am 10. Oktober 1774 dichtet er auf der Heimfahrt von Darmstadt die Ode „An Schwager Kronos“ mit dem plastischen Schluß:

Löne, Schwager, ins Horn!

Raßle den schallenden Trab!

Trotz mancher Unbequemlichkeit hatte das Reisen mit dem Postillon seine unleugbare Poesie. Wer nicht zimperlich war und das Leben von der sonnigen Seite aufzufassen wußte, dankte ihm viele genussreiche Stunden. Es waren insbesondere die Dichter und die Maler, die seine Romantik mit jubelnder Seele einsogen. Mit feinem Pinsel malt uns Annette von Droste-Hülshoff ein Morgenglück im Postwagen. „Man ward damals (1829)“, erzählt der Maler Friedrich Was-



Personenzug der Linz-Budweiser Pferdeeisenbahn 1825.

Nach einem Originalstich von Mathias Schönerer.



Die letzte Gotthardpost, Schweizerisches Landesmuseum.
gefahren am 31. Mai 1882, am nächsten Tage ging der erste Zug durch den Gottthard.

mann, „noch nicht durch eine saufende Lokomotive, deren Pfeifen die Luft durchschneidet, unter einem Gemühl und Gedränge, als ginge es zum letzten Gericht, und mit einer Hast, als wäre Pest und Tod auf den Fersen, ins Weite gejagt. Man stieg gemütlich ein, blickte sich noch einmal in die nassen Augen, der Postillion blies eine Fanfare, und neben dem Kondukteur sitzend, rollte man ohne harte Ubergänge in gemütlichem Tempo in die Ferne. Die Unbequemlichkeiten der Straßen, die Notwendigkeit, öfters zu übernachten, brachten einem Land und Leute, Verschiedenheit der Volkstrachten, Gegenden besser vor Augen als jetzt, wo man von Hamburg nach Triest, von Triest bis zur Landenge von Suez durch lauter Bahnhöfe kommt, die einander gleichsehen wie ein Ei dem andern. Es war in der schönen alten Zeit, wo man acht Tage von Hamburg bis Leipzig brauchte, und ich genoss die Reise mit ihren Strapazen wie einen Labetrunk nach langem Durst. Das Mondenlicht lag dämmernd auf der endlosen Lüneburger Heide, wie ein Traumberge sah ich die fernen Eichenwälder und Bauernhöfe mit hohen Ziehbrunnen langsam vorübergleiten, während der Postillion, durch tiefen Sand waten, neben dem Wagen ging, hie und da Feuer anschlagend, um die Pfeife anzuzünden, bis ich, in halben Schlaf geschaukelt, in der Frühe das hannoversche Uelzen vor mir sah, wo uns der stattliche Wirt in strammer Haltung mit höflicher Verbeugung empfing und zu einem reichlichen Frühstück führte, das nichts zu wünschen übrig ließ und acht Groschen kostete. In gehobener Stimmung saß ich wieder ein, klangreiche Liebeslieder Heines vor mich hinstummend, vergnügt wie ein Gott.“

Auf seinen Kollegen Wilhelm von Kugelgen (1802 bis 1867) machten die gastronomischen Erlebnisse einer Postreise tiefen Eindruck. In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ erzählt er: „Die heftigen Erschütterungen, denen man ausgesetzt war, erregten Löwenhunger, den zu befriedigen jedwede Schenke und Station ihre eigentümlichen und berühmten Leckerbissen darbot. Außer den Hauptmahlzeiten nahm man z. B. in Borsdorf einen Sandkuchen zu sich, der allezeit vorhanden und so schwer war, daß nur Postreisende ihn zu verdauen imstande waren; in Wurzen gab es dickes, schwarzes Bier, in Luppe Biegenkäse mit Danziger Goldwasser, in Meißen das sonderbare Gebäck der Hummeln,

hier aß man Preßkopf, dort wurden Rühreier verschluckt und anderwärts mußte Landwein getrunken werden — kurz, von Stunde zu Stunde hatte man Gelegenheit, die Löcher zuzustopfen, welche Weg und Wagen unablässig in den Magen stießen.“

Einen wesentlichen Fortschritt bedeutete die Einführung der Extraposten, deren Blütezeit in die Jahre 1830 bis 1870 fällt. 1818 ließ der preussische Generalpostmeister Seegebarth in London nach dem Muster der stage-coaches für 1400 Taler einen Eilwagen bauen und andere englische Wagen als Modelle kommen. Die Fahrt auf der Extrapost war freilich ein teures Vergnügen. Sie kostete von Berlin nach Leipzig und zurück um 1850 noch 200 Taler. Nach englischem Vorbild fuhr am 1. April 1819 der erste preussische Eilwagen zwischen Berlin und Magdeburg. Den Knotenpunkt der Personenposten bildete im Norden Leipzig, im Süden Augsburg. Die Zeit von 1820 bis 1870 bedeutet die behaglichste Periode in der Geschichte der Personenpost. Seit 1835 kamen die Privateisenbahnen auf, 1838 wurde in Braunschweig die erste deutsche Staatsbahn eröffnet. Es war überall ein schwermütiges, durch gutgemeinte Lyrik verherrlichtes Lokalfest, wenn von einer Stadt der letzte Postwagen abging, um der Eisenbahn das Feld zu räumen. Scheffel sah visionär den „Letzten Postillion“ durch die Walpurgisnacht fahren:

Der Schimmel trabt, die Peitsche schwirrt,
Laut schmettert Posthornton,
Als Geist kommt durch die Luft kutschiert —
Ein greiser Postillion.
Zahl glänzt am gelben Sperlingsfrack
Thurn-Taxis' Wappenknopf,
Er raucht uralten Rauchtobak
Aus braunem Ulmerkopf.
Er raucht und spricht: „O Erdenball,
Wie anderst schaust du drein,
Seit ich mit Sang und Peitschenknall
Reichspostdienst tat am Rhein!“

Und doch konnten ihm Eisenbahn und Auto noch nicht den Garaus machen. Er lebt noch, der alte Postillion. Bayern, sein ideales Wirkungsfeld, unterhält heute noch 188 Personenposten mit Pferdebetrieb.



Lichtbild: Roberts-Mauritius.

Was heißt wandern?

Aus: „Naturgeschichte des Volkes“ (1851—1869) von Wilhelm Heinrich Riehl.

Wandern heißt, auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören.

Am allerbesten freilich wäre es, wenn man mit dem Gehen auch das Sitzen verstände, doch ist dies nur wenigen und nur in Einzelfällen vergönnt. Ich meine, zu der Wanderung durch ein Land sollte sich ein längerer oder kürzerer Wohnsitz in demselben gesellen, so daß der Forscher gleichsam nomadisierte, denn das Doppelsymbol des Nomaden ist nicht bloß der Wanderstab, sondern auch das Zelt. Wer aber sein Zelt nicht aufzuschlagen vermag in dem Lande, welches er wandernd studiert, der mag sich getrösten, daß im Wandern selbst doch der nächste Erfass für das Wohnen liegt. Der Fußwanderer

lebt mit den Leuten, wenn auch nur vorübergehend, nur abgefüßt und im Auszuge; darum ist jede gründliche Wanderung wenigstens eine halbe Einbürgerung, und wer acht Tage im Lande umhergeht, der wird dort seßhafter als ein anderer, der zwanzigmal hindurchgefahren ist.

Nun könnte man in allerlei Weise das Wandern lehren — je nach dem verschiedenen Wanderzweck. Ein Turner würde zeigen, wie man wandern soll, um frisch und stark und gesund zu werden, ein Poet, wie man ausziehe, um sich die niemals ausgefugene Poesie des Wanderns zu erwandern; — ich begnüge mich hier mit einer kurzen und faßlichen Anleitung, wie man wandere, um dem Volk und Land ins Gesicht zu

sehen und aus den Augen zu lesen. Den Gewinn von frischer Kraft an Leib und Seele und von verjüngender Poesie fürs Gemüt findet dann auch noch jeder nebenbei, der Stab und Tasche ergreift und die Sache probiert.

Ich gebe also meine Methode des Wanderstudiums und belege sie mit selbst erwanderten Beispielen. Man wird daraus erkennen, daß ich Schule gemacht habe in meinem Fache, nicht zwar die Schule eines Dritten, aber doch wenigstens meine eigene, und ich hege dann weiter die erlaubte Absicht, andre für meine Schule zu gewinnen, vorab die frisch aufstrebende Jugend, welche in anderweitiger Schule ihre Beine noch nicht derart veressen hat, daß sie gar nicht mehr ordentlich gehen können, und ihre Augen noch nicht derart an papierenen und pergamentenen Quellen verlesen, daß sie für die Quellen des leibhaften Lebens blöde geworden sind.

Wer forschen und lernen will auf der Wanderschaft, der gehe allein.

Nur der einsame Wanderer lebt mit den Leuten, nur wer allein kommt, wird überall angeredet und ins Gespräch gezogen; kommen ihrer zwei, so läßt man sie vielmehr für sich gewähren, in der Meinung, daß sie sich selbst genug seien. Zum Vergnügen reise man mit einem Freunde, zum Studium für sich allein.

Aber nicht bloß die fremden Leute erschließen sich leichter dem Einsamen, auch wir selber sammeln uns und arbeiten doch nur eigentlich, wenn wir einsam wandern. Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk, ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht. Man muß seine Gedanken von früh bis spät gespannt halten auf die Hauptgesichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tausend andre, oft sehr verlockende Eindrücke uns beständig zu zerstreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unser Gepäck zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu sorgen haben, so rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forschens für besonders anstrengend, für anstrengender als das gründlichste Büchersstudium am Schreibtische.

Nur der einsame, kunstgeübte Wanderer, der sein Reisegepäck selber auf dem Rücken trägt und seinen Schulsack oben-drein, findet den raschen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum raslosen Beobachten.

Mit dem bloßen Beobachten ist es aber noch nicht getan; es gilt auch, zu gleicher Zeit das eben Erfasste zu ordnen und durchzudenken. Wer sich auf dem Wege den Stoff sucht und hinterdrein daheim die Gedanken dazu, der ist nicht auf der rechten Fährte. Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Tatsachen gefunden hat, und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten sein. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Tatsachen unsren Ideen zu beugen.

Um aber recht gründlich allein zu reisen, nehme ich nicht einmal ein Buch mit auf die Wanderschaft: ich will gezwungen sein, durchs Entbehren jeder andern geistigen Anregung Geist und Auge fortpwährend auf die umgebenden Dinge zu richten und dieselben nach ihrem Zusammenhange augenblicklich und in meiner Weise durchzudenken. Als einziger literarischer Freund begleitet mich die Landkarte und zur gemüthlichen Ansprache allenfalls mein Hund: beide halten mich nicht ab vom steten Verkehr mit den Leuten des Landes, noch stören sie die Sammlung meiner Gedanken.

Der Hunger nach neuem Stoff ist Vorbedingung, zugleich aber auch der größte Segen für den forschenden Wanderer, und dieser Hunger bringt dann von selbst die verdoppelte geistige Verdauungskraft, deren man unterwegs nicht entbehren kann. Rasch, sicher und vielseitig auffassen, sich einbürgern, indem man weitergeht, Stunden in Tage, Tage in

Wochen verwandeln, das ist die schwierige Aufgabe und zugleich eine anderswie kaum zu übende Gymnastik des Geistes.

Darum mag einer wochenlang starke Tagemärsche machen können, ohne zu ermüden und eines besonderen Rasttages zu bedürfen; verbindet er aber die Arbeit der Forschung mit dem Gang, so wird er's kaum über fünf Tage in einem Zuge aushalten. Man wird stumpf und muß dem Kopfe eine Weile Ruhe gönnen, bevor man den Beinen zumutet, daß sie uns zu neuer Arbeit wieder fröhlich fürbaß tragen.

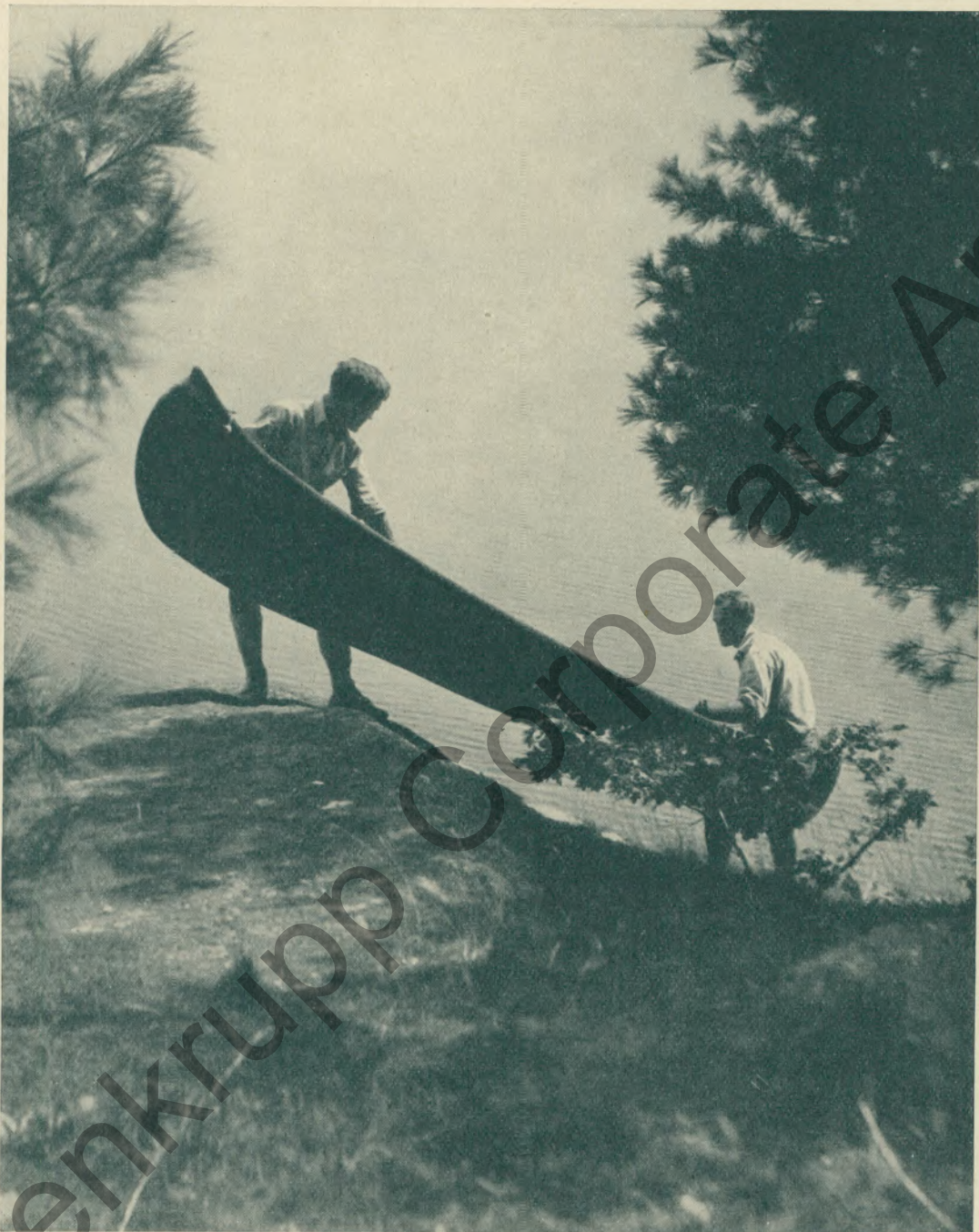
Es gilt bei der Wanderschaft, was vom Kriege gilt: der Haupterfolg muß gewonnen sein, bevor man auszieht, und in diesem Sinne kann auch ein kurzer Gang reiche Frucht bringen, wenn nur die Vorbereitung tüchtig war.

Ich fordere zweierlei Probestücke einer genügenden Vorbereitung: erstlich, daß man im fremden Lande niemand um den Weg zu fragen brauche, und zweitens, daß man bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß. Wer nicht mindestens so viel vorgelesen hat, der macht eine Reise ins Blaue.

Man soll niemand um den Weg fragen. Das ist eine goldene Regel für jeden Fußwanderer in Ländern, welche Spezialkarten besitzen, gleichviel, was sonst der Reisezweck des Wanderers sei. Denn wer sich aufs Fragen verläßt, der fällt aus einem Irrweg in den andern; auch gefährdet der einsam Wandernde nicht leichter seine Sicherheit als durchs Wegefragen. Vollends aber einen Führer mitzunehmen, zerstört alle Poesie des Wanderns, denn die tiefste Wanderpoesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und sein eigener Herr sein. Und neben der frischesten Wanderpoesie ruht dann auch die strengste Schulung des Forschens im Selbstsuchen. Nur jenseit der Schneelinie und auf den Gletschern behauptet der Führer sein unantastbares Recht, weil man auch auf der besten Karte den Schnee nicht schmelzen und wachsen, das Eis nicht bersten und zusammenfrieren sieht. Dort hören aber auch die Volksstudien auf.

Wenn nun schon der vornehme, das heißt der denkende und dichtende Vergnügungsreisende seinen Weg sich selbst suchen soll, weil eben im Suchen und Finden an sich bereits das Hauptvergnügen liegt, der geistige Reiz praktischer Erkenntnis — so fordern wir vom forschenden Wanderer doppelt und dreifach, daß er im fremden Lande Bescheid suche durch seinen eigenen Verstand und nicht durch blindes Fragen.

Nun mögen wir aber noch so begabt und erfahren sein in der Kunst, kreuz und quer nach der Karte zu gehen, so begegnet es uns doch zuweilen, daß wir die Karte mißverstehen, oder die Merkzeichen der Gegend falsch deuten, oder daß ein Fehler in der Karte gemacht wurde, kurzum, daß wir auf den Holzweg geraten. Allein selbst dieser Irrtum gereicht uns zum Nutzen; denn indem wir ihn hinterdrein erkennen, erkennen oft auf Kosten unsrer Zeit, unsrer Beine, unsres hungernden Magens, unsrer dürstenden Kehle, gewinnen wir erst die recht vielseitige Erkenntnis von der Landesart und werden hier und da wohl gar weiser als unsre eigene Karte. Wie oft verdanke ich nicht die wertvollsten Eindrücke solchem Irrgehen! Sich verirren, wenn man blind fragend von einem dummen Bauern auf den falschen Weg gewiesen wird, ist immer verdrießlich; aber irgehen, wenn man mit Verstand verkehrt gesucht hat, ist gar oft ein rechter Segen. Wer mit Verstand und Studium irgeht, der macht überhaupt gar keine Irrwege, er macht höchstens Umwege. Denn wie scharf prägt man sich die Bodenplastik ein, wenn man nur einmal recht gründlich fehlgegangen und hinterdrein zur Erkenntnis und genauesten Begründung seiner Verkehrtheit gekommen ist! Treffe ich auf einer ganzen Wanderung immer sofort den geraden Weg, so wird mir's angst, ich sei oberflächlich gewandert. Doch gleichviel, ob



Bootfahrt.

Lichtbild: Roberts-Mauritius.

man gerade oder krumm gegangen: ein Land, welches wir uns im selbständigen Pfadfinden erobert, sitzt fest in unserem Geiste; wir sind halbwegs eingebürgert in denselben, auch wenn wir nur hindurchgegangen sind.

Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen! Dabei lernt man nichts. Wer dagegen die Quartiere und Straßen nach ihrem geographisch und historisch bedingten Erwachsen studiert hat, bevor er zum Tore hereingekommen ist, und nun mit dem Stadtplan in der Tasche ausgeht und die Stadt gleichsam vor seinen Augen aufbaut, indem er sie suchend durchwandert, der findet nicht bloß die gesuchten Straßen und Häuser, sondern zugleich auch den Schlüssel des organischen Aufbaues und des typischen Charakters der Stadt. Man fängt auf diese Weise nicht mit den Teilen an, sondern mit dem Ganzen. Am liebsten richte ich darum meine ersten Schritte auf den Kirchturm, um auch in Wirklichkeit zuerst das Ganze zu übersehen und mit dem Abbild des Ganzen, mit dem wohleingepprägten Plane zu vergleichen, bevor ich mich in die Teile verliere. Eine Stadt ist ein Organismus, Glied an Glied gefügt, hundert selbständige Teile und doch ein einheitlicher Leib; indem man aber seinen Weg vernünftig sucht, findet man diesen Organismus, ob man auch zwanzigmal sich verirrt.

Der Wanderer soll die Landkarte im Kopf und in der Tasche haben, damit er nicht nach dem Wege zu fragen braucht und das Land findet, indem er den Weg sucht.

Andererseits muß man aber die Leute zu fragen verstehen und fleißig fragen, nicht über den Weg, sondern über sie selbst. Dieses Fragen ist eine Kunst, die nur derjenige voll besitzt, welcher dem zweiten von mir geforderten Probestücke genügt, daß er nämlich vor dem Ausmarsche bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß.

Solche Wissenschaft findet sich in unsern geographischen, historischen, statistischen und naturwissenschaftlichen Büchern zur Genüge aufgespeichert. Es gilt nur, sich dieselbe anzueignen und für die Ziele der Wanderung zurechtzulegen, damit wir von vornherein genau wissen, was wir zu sehen und wie wir zu fragen haben. Vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderschaft ist nicht zu viel, und man wird mehr und Besseres heimbringen, als wenn man sich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereist wäre. Dazu ist es ein Glück, daß auch ein rüstiger Fußgänger nicht gern über zehn Pfund Gepäck trägt und gelehrte Bücher insgemein dick und schwer sind; wir wären sonst versucht, unsre Vorbereitungsstudien in Halbfranz und Leinwand gebunden auf dem Rücken mitzuschleppen, und dann wäre es mit aller frischen und eigenen Beobachtung aus und vorbei. Die vorbereitende Literatur darf nur im Kopfe mitgetragen werden, sonst schadet sie mehr als sie nützt.

Wenn ich aber Fragen als eine Hauptkunst bezeichne, so meine ich doch keineswegs, daß man ewig fragend, gleichsam als ein lebendiges Fragezeichen, durchs Land gehen solle. Man würde schon um deswillen übel fahren bei solcher Fragerei, weil man den Leuten als ein unaussehlicher Mensch erschiene. Die Leute ungefragt zur rechten Red und Antwort zu führen, das ist erst die wahre Feinheit.

Ich mache hierbei dreierlei Unterschiede. Den fachgelehrten, studierten Mann frage ich direkt, denn von ihm möchte ich Tatsachen erfahren, literarische Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte sein Urteil über geläufige Tatsachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes, frage ich womöglich gar nicht, ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir hier an sich schon eine erfor-

schenswerte Tatsache. Was uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts wert. Aber wie er im Reden sich darstellt, empfindet, urteilt, bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten, notwendigsten Charakterzüge des Volkes. Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauern viel lieber von nah und fern und bringe ihn dadurch zu weit frischerem Ausprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte; ich führe ihn namentlich auf die Punkte, von denen ich hören, und nicht auf jene, von welchen er am liebsten sprechen möchte. Erzählen öffnet den Leuten das Herz; wer dagegen fragt, wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu.

Wer nicht in gewissem Sinne verliebt ist in das Land seiner Wanderschaft, dem wird sich das Land auch nicht erschließen. Die Gefahr, eine neue und doch unserm Geiste schon vertraute Welt alsdann in zu günstigem Lichte zu sehen, liegt allerdings nahe, und ich leugne nicht, daß ich oft mit ihr zu kämpfen habe. Doch wandert man immer wohl besser in solch verklärendem Lichte als in dem Schatten der Unwissenheit. Ein verkehrtes Sprichwort nennt die Liebe blind: die wahre Liebe hat vielmehr die schärfsten Augen.

Wer viele kleine Gebiete durchwandert und darstellt, der wird ja zuletzt von selbst auch eines großen Gebietes Meister. Es gehören nur Kraft und Ausdauer dazu: dreißig Jahre bleibt ein gesunder Mann doch marschfähig, und in dreißig Jahren kann einer ganz Deutschland forschend durchwandert haben.

Untertwegs gilt es nicht bloß zu beobachten, sondern auch sofort nach der Natur zu zeichnen. Neben der Landkarte sei darum der einzige literarische Apparat in der Reisetasche ein Tagebuch mit leeren Blättern; es ist dem Volksforscher so unentbehrlich wie dem Landschaftler sein Skizzenbuch. Jede Raftstunde gibt eine Arbeitsstunde für das Buch.

Allein dieses Tagebuch ist dabei ein ebenso gefährliches als notwendiges Ding; denn es ist leicht zu schreiben, aber schwer zu benützen. Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, soviel als möglich auf die weißen Blätter einzuzichnen und sowenig als möglich von dem dort Eingzeichneten drucken zu lassen.

Nun könnte einer meinen, dann sei es ja weit einfacher, von vornherein nur recht wenig und nur Druckwürdiges zu notieren. Allein wer so spricht, der weiß nicht, welcher Segen überhaupt bei aller Schriftstellerkunst auf einem recht großen und gefrässigen Papierforbe ruht.

Mein Tagebuch gehört darum dem Tage, es gehört mir und ist bloß für mich geschrieben. Es soll mir die subjektiven Eindrücke der Wanderschaft treu bewahren, es soll den Tag mit all seinen Zufälligkeiten festhalten, um mir späterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der frischen Luft zu retten, die Poesie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten.

Und gewänne ich durch meine eigenen Notizen auch nur jenen Feuereifer, der nötig ist, um durch die trockene Lokalliteratur eines Landes frisch und mutig hindurchzudringen, so hätte ich nicht umsonst notiert. In diesem Falle erlebt man wohl auch die ebenso lustige als lehrreiche Erfahrung, daß man zu guter Letzt sein ganzes Tagebuch austreibt und doch sehr vergnügt ist, es geschrieben zu haben. Denn was uns beim Beobachten wichtig dünkte, erscheint uns hinterher beim Spezialstudium nichtig, manches Richtige auch geradezu falsch; vorab aber glaubten wir gar oft, draußen eine neue Entdeckung gemacht zu haben, um daheim zu der allerneuesten Entdeckung zu gelangen, daß sie den Kennern schon gar lange bekannt gewesen war. Denn je weniger wir wissen, desto mehr Neues finden wir — nur ist es dann leider bloß für uns neu. Und doch bleibt es so unschätzbar, auf eigene Faust, wenn auch überflüssig oder gar verkehrt, gesucht zu haben; wir lernen dadurch so viel richtiger würdigen, was andere wirklich fanden.

Bergkirchlein
im Oberengadin.



Bild: Seiner-Mauritius.

Der grüne Heinrich fährt in die Welt.

Von Gottfried Keller*.

Zu den schönsten vor allen in der Schweiz gehören diejenigen Städte, welche an einem See und an einem Flusse zugleich liegen, so, daß sie wie ein weites Tor am Ende des Sees unmittelbar den Fluß aufnehmen, welcher mitten durch sie hin in das Land hinauszieht. So Zürich, Luzern, Genf; auch Konstanz gehört gewissermaßen noch zu ihnen. Man kann sich nichts Angenehmeres denken als die Fahrt auf einem dieser Seen, z. B. auf demjenigen von Zürich. Man besteige das Schiff zu Rapperswil, dem alten Städtchen unter der Vorhalle des Urgebirges, wo sich Kloster und Burg im

* Aus der Erzählung „Der grüne Heinrich“ von Gottfried Keller.

Wasser spiegeln, schre, Huttens Grabinsel vorüber, zwischen den Ufern des länglichen Sees, wo die Enden der reichschimmernden Dörfer in einem zusammenhängenden Kranze sich verschlingen, gegen Zürich hin, bis, nachdem die Landhäuser der Züricher Kaufleute immer zahlreicher wurden, zuletzt die Stadt selbst wie ein Traum aus den blauen Wassern steigt und man sich unmerklich mit erhöhter Bewegung auf der grünen Limmat unter den Brücken hinwegfahren sieht. Das ganze Treiben einer geistig bedeutsamen und schönen Stadt drängt sich an den leicht dahinschiebenden Kahn. Soeben versammelt sich der gesetzgebende Rat der Republik. Trommel-

schlag ertönt. In einfachen schwarzen Kleidern, selten vom neuften Schnitte, ziehen die Vertreter des Volkes auf den Ufern dahin. Auch die Gesichter dieser Männer sind nicht immer nach dem neuften Schnitte und verraten durchschnittlich weder elegante Beredsamkeit noch große Belesenheit; aber aus gewissen Strahlen der lebhaften Augen leuchten Besonnenheit, Erfahrung und das glückliche Geschick, mit einfachem Sinn das Rechte zu treffen. Von allen Seiten wandeln diese Gruppen, je nach den Tagesfragen und der verschiedenen Richtung, begrüßt oder unbegrüßt vom zahlreichen ernsten Volke, nach dem dunkeln, schweren Rathause, das aus dem Flusse emporsteigt. Stolz neben diesen Gestalten hin rasseln diplomatische Fremdlinge über die Brücken in wunderlichem Aufputze, und ihre komischen Livreen ergößen, wie billig, einen Augenblick lang das einfache Volk. Zwischendurch steuert der deutsche Gelehrte mit gedankenschwerer Stirne nach seinem Hörsaal; sein Herz ist nicht hier, es weilt im Norden, wo seine tiefsinnigen Brüder, in zerrissenen Pergamenten lesend, finstere Dämonen beschwörend, sich ein Vaterland und ein Gesetz zu gründen trachten. Ausgeworfen von der Gärung dieses großen Experimentes, begegnet ihm der Flüchtling mit unsichern, zweifelhaften Augen und kummervollen Mienen und vermehrt die Mannigfaltigkeit und Bedeutung dieses Treibens. Jetzt ertönt das Getöse des Marktes von einer breiten Brücke über unserm Kopfe; Gewerke und Gewerbe summt längs des Flusses und trübt ihn teilweise, bis die rauchende Häusermasse einer der größten industriellen Werkstätten voll Hammergetönes und Essenssprühen das Bild schließt. Aus dem pfeilschnell vorübergeflossenen Gemälde haben sich jedoch zwei Bilder der Vergangenheit am deutlichsten dem Sinne eingepägt: rechts schaute vom Münsterstürme das sitzende riesige Steinbild Karls des Großen, eine goldene Krone auf dem Lockenhaupt, das goldene Schwert auf den Knien, über Strom und See hin; links ragte auf steilem Hügel, turmhoch über dem Flusse, ein uralter Lindenhain, wie ein schwebender Garten und in den schönsten Formen, grün in den Himmel. Kinder sah man in der Höhe unter seinen Laubgewölben spielen und über die Brustwehr herabschauen. Aber schon fährt man wieder zwischen reizenden Landhäusern und Gewerken, zwischen Dörfern und Weinbergen dahin; die Obstbäume hangen ins Wasser, zwischen ihren Stämmen sind Fischerneze ausgespannt. Voll und schnell fließt der Strom, und indem man unversehens noch einmal zurückschaut, erblickt man im Süden die weite, schneereine Alpenkette wie einen Lilienkranz auf einem grünen Teppich liegen. Jetzt lauscht ein stilles Frauenkloster hinter Uferweiden hervor, und da nun gar eine mächtige Abtei aus dem Wasser steigt, so befürchtet man die schöne Fahrt wieder mittelalterlich zu schließen; aber aus den hellgewaschenen Fenstern des durchlüfteten Gotteshauses schauen statt der vertriebenen Mönche blühende Jünglinge herab, die Zöglinge einer Volkslehrerschule. So landet man endlich zu Baden, in einer ganz veränderten Gegend. Wieder liegt ein altes Städtchen mit mannigfachen Türmen und einer mächtigen Burgruine da, doch zwischen grünen Hügeln und Gestein, wie man sie auf den Bildern der altdeutschen Maler sieht. Auf der gebrochenen Feste hat ein deutscher Kaiser das letzte Mahl eingenommen, eh er erschlagen wurde; jetzt hat sich der Schienenweg durch ihre Grundfelsen geböhrt.

Denkt man sich eine persönliche Schutzgöttin des Landes, so kam die durchmessene Wasserbahn allegorischer Weise als ihr kristallener Gürtel gelten, dessen Schlußhaken die beiden alten Städtchen sind, und dessen Mittelzier Zürich ist, als größere edle Rosette.

So haben Luzern oder Genf ähnliche und doch wieder ganz eigene Reize ihrer Lage an See und Fluß. Die Zahl dieser Städte aber um eine eingebildefte zu vermehren, um in diese, wie in einen Blumenscherben, das grüne Reis einer Dichtung

zu pflanzen, möchte tunlich sein: indem man durch das angeführte, bestehende Beispiel das Gefühl der Wirklichkeit gewonnen hat, bleibt hinwieder dem Bedürfnisse der Phantasie größerer Spielraum, und alles Mißdeuten wird verhütet.

Unser See bildet scheinbar ein weites ovales Becken, welches aus den bläulichen Farbenabstufungen des umgebenden Gebirges nur ahnen läßt, daß in der Ferne da und dort das Wasser in Buchten ausläuft und in den verschiedenen Seitentälern neue Seen bildet. Aus dem Hintergrunde der klaren Gewässer steigt die mächtige Gletscherwelt empor, senkt sich dann, im Kranze um den See herum, zum flacheren Gebirge herab, bis sich dieses in zwei schönen Bergen schließt, welche den mäßigen Strom zwischen sich durchtreten lassen, in das ebene Land hinaus. Am jenseitigen Berge, der seinen sonnigen runden Abhang, dem Süden zugewendet, aus dem See erhebt, liegt die Stadt hingegossen, fast von seinem Scheitel bis in das Wasser herunter, daß ihr steinerner Fuß sich noch in die spülende Flut hineintaucht. Vom diesseitigen Berge aber, welcher aus schroffen, waldbewachsenen Felsen besteht, kann man in die Stadt hinein- und hinüberschauen, wie in einen offenen Karitätenschrein, so daß die kleinen fernen Menschen, die in den steilen alten Gassen herumklimmen, sich kaum vor unserm Auge verbergen können, indem sie sich in ein Quergäßchen flüchten oder in einem Hause verschwinden. Es ist eine seltsame Stadt, mit einem altergrauen Haupte und neuen glänzenden Füßen. Denn der Verkehr und das tätige Leben haben unten am Ufer, wo die befrachteten Schiffe ab- und zugehen, nichts Altes und Unbequemes gelassen und die Steinmasse fortwährend erneuert, während das Alter sich am Berge hinaufschlängelte, mitten an demselben, auf einem platten Vorsprunge in der kühlen byzantinischen Stadtkirche ausruhte und oben zuletzt auf der halbzerfallenen Burg stehenblieb. Seinen innigen Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Leben beweist es jedoch in den riesenhaften Burglinden, welche ewig grün ihre Äste zu einem mächtigen Kranze verschlingen hoch über der Stadt, unmittelbar unter dem Himmel. Wo der Fluß sich schon merklich verengt und seine eigene Strömung annimmt, steht noch ein malerisches festes Brückentor und sendet eine lange hölzerne Brücke herüber, bedeckt von einem alttümlichen Dache, dessen Gebälke mit Schnitzwerk und verbliebenen Schildereien überladen ist. Diesseits empfängt sie wieder ein grauer Turm, und aus diesem hervor führen mehrere Wege, teils dem Flusse entlang nach der Fläche hinaus, teils auf jähem Steigen auf den Felsenberg. An dessen Mitte ragt ebenfalls ein beträchtliches Plateau hinaus; es trägt, wie es oft bei Flußstädten vorkommt, eine Art Anhängsel oder kleineren Teil der Stadt, bestehend aus einem Kastell und ehemaligen Kloster, deren innere Räume und Höfe vollständig mit Gräbern angefüllt sind, da sie der Stadt schon seit Jahrhunderten zum Kirchhofe dienen. Die Gebäude aber enthalten ein Irrenhaus, ein Armenhaus oder Hospital und dergleichen mehr. Seltsam und düster haben sich Tod und Elend zwischen dem alten winklichten Gemäuer eingenistet, aus dessen Dunkelheiten die herrliche schimmervolle Landschaft das Auge um so mehr blendet. Und über die Gräber hin führt der Weg dann vollends, sich durch efeubewachsene Nagelsluhe emporwindend, auf den Berg, wo er sich in einem weitgehenden prächtigen Buchenwalde verliert.

Unter einer offenen Halle dieses Waldes ging am frühesten Ostermorgen ein junger Mensch; er trug ein grünes Röcklein mit übergeschlagenem schneeweißen Hemde, braunes dichtwallendes Haar und darauf eine schwarze Samtmütze, in deren Falten ein feines weiß und blaues Federchen von einem Nussbäher steckte. Diese Dinge, nebst Ort und Tageszeit, kündigten den zwanzigjährigen Gefühlsmenschen an. Es war Heinrich Lee, der heute von der bisher nie verlassenen Heimat scheiden und in die Fremde, nach Deutschland ziehen wollte; hier heraufgekommen, um den letzten Blick über sein schönes

Bergkirchlein
im Löffental.



Lichtbild: Seiner-Mauritz.

Heimatland zu werfen, beging er zugleich den Akt eines Naturkultus, wie es häufig bei hoffnungsreichen und enthusiastischen Jünglingen geschieht.

Sowenig, außer dem tiefen ruhigen Strömen des Flusses, ein Ton in dieser Stille hörbar wurde, ebensowenig war an der weiten tiefen himmlischen Kristallglocke der leiseste Hauch eines Wölkchens zu sehen. Der weite See verschmolz mit den Füßen des Hochgebirges in eine blaugraue Dämmerung; die Schneekuppen und Hörner standen milchblau in der Frühe. Als Heinrich an den Rand des Waldes trat, überflog der erste Rosenschimmer der nahenden Sonne die geisterhaften Gebilde; über dem letzten einsamen Eisaltar glimmte noch der Morgenstern.

Indem unser Knabe starr nach ihm hinsah, tat er einen jener stummen, flüchtigen Gebetsseufzer, die, wenn sie in Worte zu fassen wären, ungefähr so lauten würden: das ist sehr schön, o Gott! ich danke dir dafür, ich gelobe, das Meinige auch zu

tun! Wo und wer du auch seist, habe Nachsicht mit mir, du weißt, wie alles kommt in deiner Welt, übrigens mache mit mir, was du willst!

Die Brust des jungen Menschen hob und senkte sich sehr stark; aber seine Seele war so keusch, daß er vor allem pathetischen Verweilen, vor aller Selbstgefälligkeit solcher Augenblicke sich, ehe sich obige wenigen Sätze in seinem Sinne deutlich entwickeln konnten. Also drehte er sich wie der Blitz auf seinem Abfahrs her und eilte, nach Norden und Westen zu schauen. Die Sonne war aufgegangen; während im Süden die Lipezette nun im trüblichsten heißen Gold glänzte, hatte das westliche und nördliche flache Land, gegen das Rheingebiet hin, die Rosenfarbe des Morgens angenommen, besonders, wo sich die laublosen, für diese Farbe empfänglichen Waldungen und violetten Brachfelder dehnten; was junggrünes Saatland war, schimmerte mehr silbergrau in der

Ferne. Von Schnee war außer dem Gebirge keine Spur mehr zu finden; aber das wenige Grün war noch trocken und taulos.

Die Tiefe des Himmels und mit ihr das Gewässer waren jetzt blau und das Land sonnig geworden. Nur der untere Teil der Stadt und der Fluß lagen noch im Schatten, und letzterer ging tief grün, und bloß die länglich ziehenden Spiegel seiner Wellen warfen von ihren glatteften Stellen etwas Blau zurück.

Heinrich Lee sah in seine Vaterstadt hinüber. Die alte Kirche badete im Morgenschein, hie und da bligte auch ein geöffnetes Fenster, ein Kind schaute heraus und sang, und man konnte aus der Tiefe der Stube die Mutter sprechen hören, die es zum Waschen rief. Die vielen Gäßchen, durch mannigfaltiges steinernes Treppenwerk unterbrochen und verbunden, lagen noch alle im Schatten, und nur wenige freiere Kinder-spielplätze leuchteten bestreift aus dem Dunkel. Auf allen diesen Stufen und Geländern hatte Heinrich gegessen und gesprungen, und die Kinderzeit dünkte ihm noch vor der Lüre des gestrigen Abends zu liegen. Schnell ließ er seine Augen treppauf und -ab in allen Winkeln der Stadt herum springen, die traulichen Kinderplätze waren alle still und leer, wie Kirchenstühle am Werktag. Das einzige Geräusch kam noch vom großen Stadtbrunnen, dessen vier Röhren man durch den Flußgang hindurch glaubte rauschen zu hören; die vier Strahlen glänzten hell, ebenso was an dem steinernen Brunnenritter vergoldet war: sein Schwertknauf und sein Brustharnisch, weldh letzterer die Morgen-sonne recht eigentlich auffing, zusammenfasste und sein funkelndes Gold wunderbar aus der dunkelgrünen Tiefe des Stromes herauf widerscheinen ließ. Dieser reiche Brunnen stand auf dem hohen Plage vor dem noch reicheren Kirchenportale, und sein Wasser entsprang auf dem Berge diesseits des Flusses, auf welchem Heinrich jetzt stand. Es war früher sein liebstes Knabenspiel gewesen, hier oben ein Blatt oder eine Blume in die verborgene Quelle zu stecken, dann neben den hölzernen Röhren hinab, über die lange Brücke, die Stadt hinauf zu dem Brunnen zu laufen und sich zu freuen, wenn zu gleicher Zeit oben das Zeichen aus der Röhre in das Becken sprang; manchmal kam es auch nicht wieder zum Vorschein. Er pflückte eine eben aufgehende Primel und eilte nach der Brunnenstube, deren Deckel er zu heben wußte; dann eilte er die unzähligen Stufen zwischen wucherndem Efeu- und Klettergewebe hinunter, über den Kirchhof, wieder hinunter durch das Thor über die Brücke, unter welcher die Wasserleitung auch mit hinüberging. Doch auf der Mitte der Brücke, von wo man unter den dunklen Bogen des Gebäudes die schönste Aussicht über den glänzenden See hin genießt, selbst über dem Wasser schwebend, vergaß er seinen Beruf und ließ das arme Schlüsselblümchen allein den Berg wieder hinaufgehen. Als er sich endlich erinnerte und zum Brunnen hinaufstieg, drehte es sich schon emsig in dem Wirbel unter dem Wasserstrahle herum und konnte nicht hinauskommen. Er steckte es zu dem Federchen auf seiner Nütze und schlenderte endlich seiner Wohnung zu durch alle die Gassen, in welche überall die Alpen blau und silbern hineinleuchteten. Jedes Bild, klein oder groß, war mit diesem bedeutenden Grunde versehen: vor der niedrigen Wohnung armer Leute stand Heinrich still und guckte durch die Fensterlein, die, einander entsprechend, an zwei Wänden angebracht waren, quer durch das braune Gerümpel in die blendende Ferne, welche durch das jenseitige Fenster der Stube glänzte. Er sah bei dieser Gelegenheit den grauen Kopf einer Matrone nebst einer kupfernen Kaffeekanne sich dunkel auf die Silberfläche einer zehn Meilen fernen Gletscherfirne zeichnen und erinnerte sich, daß er dieses Bild unverändert gesehen, seit er sich denken mochte.

Indem eine Grundlinie der Landschaft nach der andern sich verschob und veränderte und aus dem heiteren Ziehen und

Weben ein ganz neuer Gesichtskreis hervorging, welcher allmählich wieder in einen neuen sich auflöste, war Heinrich, mit hellen Jugendaugen aufmerkend, seinem eigenen Wesen zurückgegeben. Die verlassene Mutter und Heimat bildeten wohl eine zarte und weiche Grundlage in seinem Gemüte; doch auf ihr spielten mit ungebrochenen Farben alle Bilder der neuen Welt, welche ihm aufging. Denn obgleich schon ziemlich die weite Welt in leicht erfaßten Bildern seinem innern Sinne vorbeigezogen war und besonders sein Künstlergedächtnis die Formen und Gestalten der fernsten Zonen bewahrte, so war ihm doch jetzt die kleinste Neuheit, welche durch jede weitere Stunde Wegs gebracht wurde, das Nächste und Wichtigste. Eine neue Art von bemalten Fensterladen oder Wirtshaus-schildern, eine eigentümliche Gattung von Brunnen-säulen oder Dachgiebeln in diesem oder jenem Dorfe, besonders aber die bald vor-, bald seitwärts, bald fern, bald nah, immer frisch auftauchenden Bergzüge und Erdwellen machten ihm die größte Freude. Es war ein windstillter, lieblicher Frühlingstag. Lange Zeit sah er eine milde weiße Wolke über dem Horizonte stehen, zu seiner Rechten, oder auch zur Linken, wie der Wagen eben fuhr; die sanften, bald fern blauen, bald nah grünen oder braunen Bogen der Erde flossen still darunter hin, sie aber blieb immer dieselbe, bis sie endlich, als er sie eine Weile vergessen hatte und wieder suchte, auch verschwunden war. Am meisten freute ihn jedoch, wenn er, immer mehr sich von der Geburtsstadt entfernend, stets noch an einem ihm unbekannten Orte ein bekanntes Gesicht vorübergleiten sah, das er sonst an Wochenmärkten oder Festtagen in der beschränkten Stadt bemerkt hatte; wohl zehn Stunden von zu Hause weg, sah er sogar an einem Brunnen noch ein schönes falbes Pferd trinken, welches ihm zu Hause schon öfters aufgefallen war, als vor ein buntes Wägelchen gespannt, auf welchem ein dicker Müller saß. Richtig ließ sich auch der Müller im Sonntagsstaate sehen, und Heinrich wußte nun, wo das falbe Pferd zu Hause war. Dieses waren alles noch Zeichen der Heimat, freundliche Begleiter und sozusagen die letzten Türsteher, welche ihn wohlwollend entließen.

Nicht ohne Herzklopfen vernahm er nun, daß man sich dem Rhein näherte, und bald sah er den schönen Fluß im Mondlichte glänzend dahervallen. Die Post hielt in einem kleinen Grenzorte, und als das Nachtquartier besorgt war, ging Heinrich wieder hinaus; denn die freie Natur, der nächtliche Himmel waren nun seine einzigen Bekannten. Einen jungen Fischer, der singend in seinem Rahne saß, beweg er, ein wenig stromaufwärts zu fahren. Die Nacht war schön; das deutsche Ufer zeichnete sich dunkel mit seinen Wäldern auf den heitern Himmel. Noch eine Ruderlänge, und Heinrich konnte den Fuß auf dies Land setzen, dessen Namen ihn mit dunklen lockenden Erwartungen erfüllte. Das badische Ufer war gerade nicht sehr verschieden vom schweizerischen. Es war finster und still, eine einsame Zollstätte ruhte unter Bäumen, ein mattes Licht brannte darin. Aber schimmernd umfaßte die Rheinflut den steinigen Strand, und ihre Wellen zogen gleichmäßig kräftig dahin, hellglänzend und spiegelnd in der Nähe, in der Ferne in einem mildern Scheine verschwimmend. Und über diese Wellen war fast alles gekommen, was Heinrich in seinen Bergen Herz und Jugend bewegt hatte. Hinter jenen Wäldern wurde seine Sprache rein und so gesprochen, wie er sie aus seinen liebsten Büchern kannte, so glaubte er wenigstens, und er freute sich darauf, sie nun ohne Ziererei auch mit-sprechen zu dürfen. Hinter diesen stillen schwarzen Uferböden lagen alle die deutschen Gauen mit ihren schönen Namen, wo die vielen Dichter geboren sind, von denen jeder seinen eigenen mächtigen Gesang hat, der sonst keinem gleicht, und die in ihrer Gesamtheit den Reichtum und die Tiefe einer Welt, nicht eines einzelnen Volkes auszusprechen scheinen.



Der Drachensfels.

Lichtbild: Gehmke-Winterer.

Romantische Rheinfahrt von Bettina von Brentano.

Aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“.

An Goethe.

Am 23. Juni 1808.

Am 5. Juli 1808.

Du wirst doch auch einmal den Rhein wieder besuchen, den Garten deines Vaterlandes, der dem Ausgewanderten die Heimat ersetzt, wo die Natur so freundlich groß sich zeigt. — Wie hat sie die mächtigen Ruinen aufs neue belebt, wie steigt sie auf und ab an den düstern Mauern und begleitet die verödeten Räume mit schmeichelnder Begrasung, und erzieht die wilden Rosen auf den alten Warten und die Vogelskirsche, die aus verwitterter Mauerlücke herablacht. Ja komm und durchwandere den mächtigen Bergwald vom Tempel herab zum Felsenest, das über dem schäumenden Bingerloch herabsieht, die Hinnen mit jungen Eichen gekrönt; wo die schlanken Dreißborde wie schlaue Eidechsen durch die reißende Flut am Mäuseturm vorbeischießen. Da stehst Du und siehst, wie der helle Himmel über grünenden Rebhügeln aus dem Wasserspiegel herauflacht, und Dich selbst auf deinem kecken, eigenstümlichen, basaltinen Ehrenfels inmitten abgemalt, in ernste schaurig umfassende Felshöhen und hartnäckige Vorsprünge eingerahmt; da betrachte Dir die Mündungen der Tale, die mit ihren friedlichen Klöstern zwischen wallenden Saaten aus blauer Ferne hervorgrünen, und die Jagdreviere und hängenden Gärten, die von einer Burg zur andern sich schwingen, und das Geschmeide der Städte und Dörfer, das die Ufer schmückt.

Wer sich nach der schönen Natur sehnt, der wird sie am besten beschreiben, der wird nichts vergessen, keinen Sonnenstrahl, der sich durch die Felsrisse stiehlt, keinen Windvogel, der die Wellen streift, kein Kraut, kein Mädchen, keine Blume am einsamen Ort. Wer aber mitten drinnen ist und mit glühendem Gesicht oben ankommt, der schläft wie ich gern auf dem grünen Rasen ein, und denkt weiter nicht viel; manchmal gibt's einen Stoß ans Herz, da seh ich mich um und suche, wem ich's vertrauen soll.

Ohne Wahl belaufe ich dann einen der vielen Strahlenwege, die sich hier nach allen Seiten aufstun. Jedesmal lauscht die Erwartung im Herzen, jedesmal wird sie gelöst, bald durch die allumfassende Weite auf der Höh, durch die Sonne, die so plötzlich alles aus dem Schlaf weckt; ich klimme herab an Felswänden, reinliches Moos, zierliches Flechtwerk begleitet den Stein, kleine Höhlen, zum Lager wie gegossen, in denen verschlauf ich; dort zwischen dunklen Felsen leuchtet ein helleres Grün. Da lieg ich am unbeschatteten Ort mit brennenden Wangen und sammle Mut, wieder hinüber zu klettern zur duftenden Linde. Am Kreuzweg, beim Opferstock des heiligen Petrus, der mit großem Himmelschlüssel ins vergiftete Kapellchen eingesperrt ist, ruh ich aus auf weichem Gras und such vergebens, o Himmel! an deinem gewölbten

Blau das Loch, in das der Schlüssel passen könnte, da ich heraus möchte aus dem Gefängnis der Unwissenheit und Unbewußtheit; wo ist die Tür, die dem Licht und der Freiheit sich öffnet? — Da ruschelt's, da zwitschert's im Laub, dicht neben mir, unter niederem Ast sitzt das Finkenweibchen im Nest und sieht mich kläglich an.

Am frühen Morgen.

Ein Heer von Wolken macht mir heute meine frühe Wanderung zu Wasser, dort drüben die Ufer sind heute wie Schatten der Unterwelt schwanfend und schwindend; die Turmspitzen der nebelbegrabenen Städte und Ortschaften dringen kaum durch, die schöne grüne Au ist verschwunden. — Es ist noch ganz früh — ich merk's! kaum kann es vier Uhr sein, da schlagen die Hähne an, von Ort zu Ort in die Runde bis Mittelheim, von Nachbar zu Nachbar; keiner verkümmert dem andern die Ehre des langen Nachhalls, und so geht's in die Ferne wie weit! Die Morgenstille dazwischen, wie die Wächter der Moseen, die das Morgengebet ausrufen.

Morgensfund hat Gold im Mund, schon seh ich's glänzen und flimmern auf dem Wasser, die Strahlen brechen durch und säen Sterne in den eilenden Strom, der seit zwei Tagen, wo es unaufhörlich gießt, angeschwollen ist.

Da hat der Himmel seine Schleier zerrissen! — nun ist's gewiß, daß wir heute schön Wetter haben, ich bleibe zu Hause und will alle Segel zählen, die vorüberziehen, und allen Betrachtungen Raum geben, die mir die ferne, allmählich erhellende Aussicht zuführt. Du kennst den Fluß des Lebens wohl genau und weißt, wo die Sandbänke und Klippen sind, und die Strudel, die uns in die Tiefe ziehen, und wie weit der jauchzende Schiffer mit gespanntem Segel, mit frischem Wind wohl kommen wird, und was ihn am Ufer erwartet.

Ach, der Regenbogen, der eben auf der Ingelheimer Au seinen diamantenen Fuß aufsetzt und sich übers Heu hinüberschwingt auf den Johannisberg, der ist wohl grad wie der selige Wahn, den ich habe von Dir und mir. Und der Rhein, der sein Netz ausspannt, um das Bild seiner paradiesischen Ufer drin aufzufangen, der ist wie diese Lebensflamme, die von Spiegelungen des Unerreichbaren sich nährt. Mag sie denn der Wirklichkeit auch nicht mehr abgewinnen als den Wahn — es wird mir eben auch den eigentümlichen Geist geben und den Charakter, der mein Selbst ausdrückt, wie dem Fluß das Bild, das sich in ihm spiegelt.

Am 18. Juli 1808.

Warst Du schon auf dem Rochusberg? — er hat in der Ferne was sehr Anlockendes, wie soll ich es Dir beschreiben? — so, als wenn man ihn gern befühlen, streichlen möchte, so glatt und sammetartig. Wenn die Kapelle auf der Höhe von der Abendsonne beleuchtet ist, und man sieht in die reichen, grünen, runden Täler, die sich wieder so fest aneinanderschließen, so scheint er, sehnstüchtig an das Ufer des Rheins gelagert, mit seinem sanften Anschmiegen an die Gegend und mit den geglätteten Furchen die ganze Natur zur Lust ertöcken zu wollen. Er ist mir der liebste Platz im Rheingau; er liegt eine Stunde von unserer Wohnung; ich habe ihn schon morgens und abends, im Nebel, Regen und Sonnenschein besucht. Die Kapelle ist erst seit ein paar Jahren zerstört, das halbe Dach ist herunter, nur die Rippen eines Schiffsgewölbes stehen noch, in welches Weißen ein großes Nest gebaut haben, die mit ihren Jungen ewig aus- und einfliegen, ein wildes Geschrei halten, das sehr an die Wassergegend gemahnt. — Der Hauptaltar steht noch zur Hälfte, auf demselben ein hohes Kreuz, an welches unten der heruntergestürzte Christusleib festgebunden ist. Ich kletterte an dem Altar hinauf; um den Trümmern noch eine letzte Ehre anzutun, wollte ich einen großen Blumenstrauß, den ich unterwegs gesammelt hatte, zwischen eine Spalte des Kopfes stecken; zu meinem größten Schrecken fiel mir der Kopf vor die Füße, die Weißen und Späßen und alles,

was da genistet hatte, flog durch das Gepolter auf, und die stille Einsamkeit des Orts war Minuten lang gestört. Durch die Öffnungen der Türen schauen die entferntesten Gebirge; auf der einen Seite der Altkönig, auf der andern der ganze Hunsrück bis Kreuznach, vom Donnersberg begrenzt; rückwärts kannst Du so viel Land übersehen als Du Lust hast. Wie ein breites Feierrgewand zieht es der Rhein schleppend hinter sich her, den Du vor der Kapelle mit allen grünen Inseln wie mit Smaragden geschmückt liegen siehst; der Rudesheimer Berg, der Scharlach- und Johannisberg, und wie all das edle Gefels heißt, wo der beste Wein wächst, liegen von verschiedenen Seiten, und fangen die heißen Sonnenstrahlen wie blizende Juwelen auf; man kann da alle Wirkung der Natur in die Kraft des Weines deutlich erkennen, wie sich die Nebel zu Ballen wälzen und sich an den Bergwänden herabsenken, wie das Erdröck sie gierig schluckt, und wie die heißen Winde drüber herstreifen. Es ist nichts schöner, als wenn das Abendrot über einen solchen benebelten Weinberg fällt; da ist's, als ob der Herr selbst die alte Schöpfung wieder angefrischt habe, ja, als ob der Weinberg vom eignen Geist benebelt sei.

Am Abend des 26. Juli 1808.

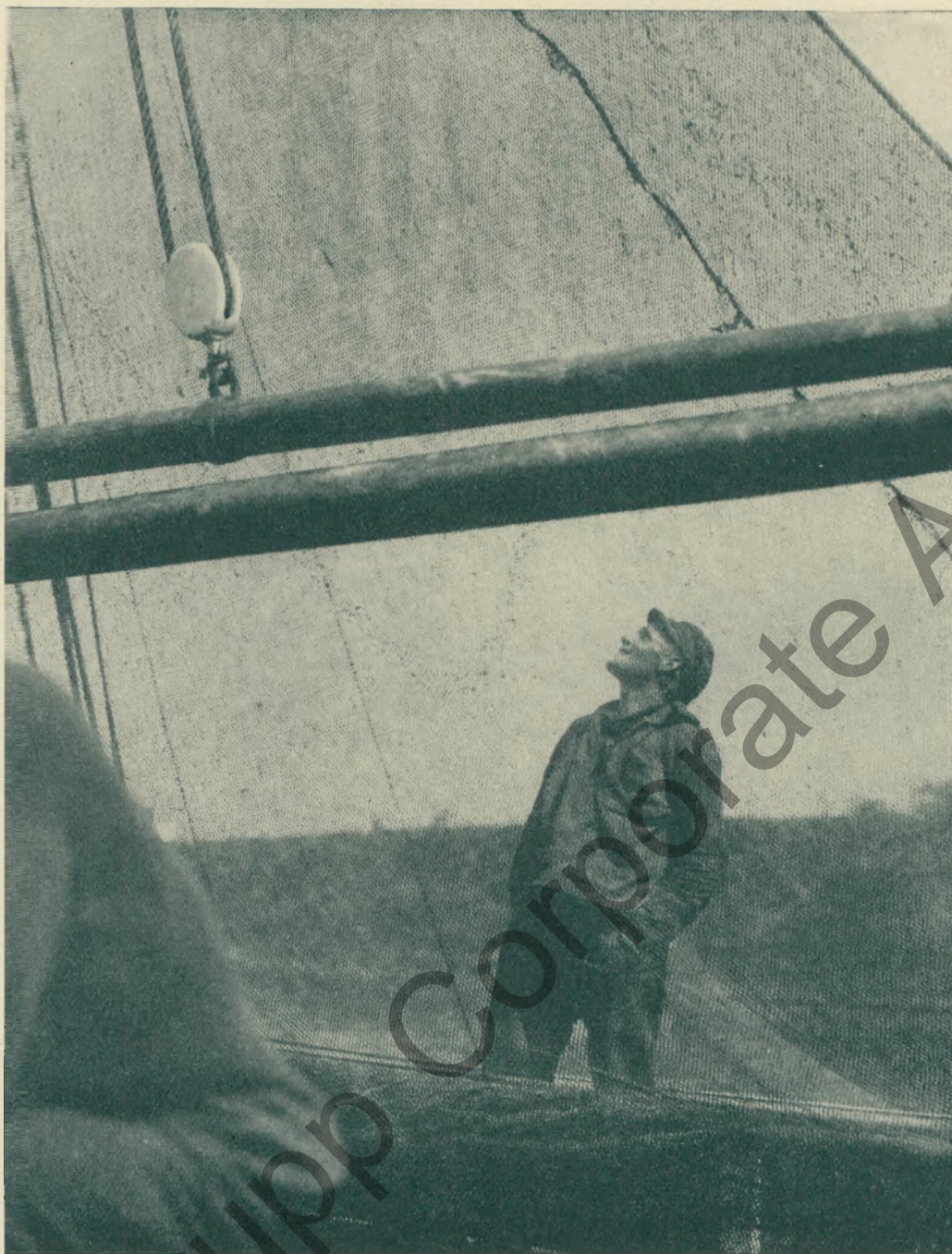
Ich bin sehr müde, lieber Freund, und würde Dir nicht schreiben, aber ich seh, daß diese Blätter auf dieser wunderlichen Kreuz- und Querreise sich zu etwas Ganzem bilden, und da will ich doch nicht versäumen, wenn auch nur in wenig Zeilen, das Bild des Tages festzuhalten: lauter Sturm und Wetter, abwechselnd ein einzelner Sonnenblick. Wir waren bis Mittag in St. Goarshausen geblieben und haben den Rheinfels erstiegen; meine Hände sind von Dornen geritzt, und meine Knie zittern noch von der Anstrengung, denn ich war voran und wählte den kürzesten und steilsten Weg. Hier oben sieht es so feierlich und düster aus: eine Reihe nackter Felsen schieben sich gedrängt hintereinander hervor, mit Weingärten, Wäldern und alten Burgtrümmern gekrönt; und so treten sie feck ins Flußbett, dem Lauf des Rheins entgegen, der aus dem tiefen stillen See um den verzauberten Lurelei sich herumschwingt, über Felschichten hinrauschend, schäumt, bullert, schwillt, gegen den Riff anschießt und den überbrausenden Jörn der schäumenden Fluten, wie ein echter Zecher, in sich hineintrinkt.

Da oben sah ich bequem unter der schützenden Mauer des Rheinfels die Nachkommenden mit roten und grünen Parapluis mühsam den schlüpfrigen Pfad hinaufklettern, und da eben der Sonne letzter Hoffnungsstrahl verschwand und ein tüchtiger Guß dem Gebet um schön Wetter ein End machte, kehrte die naturliebende Gesellschaft beinahe am Ziel verzagt wieder um, und ich blieb allein unter den gekrönten Häuptern. Wie beschreib ich Dir diese erlebte Stunde mit kurzem Wort treffend? kaum konnte ich Atem holen — so streng und gewaltig. Ach, ich bin glücklich! die ganze Welt ist schön, und ich erleb alles für Dich.

Ich sah still und einsam in die tobende Flut, die Riesen- gesichter der Felsen schüchterten mich ein; ich getraute kaum den Blick zu heben; — manche machen's zu arg, wie sie sich überhängen, und mit dem düstern Gesträuch, das sich aus geborstener Wand hervordrängt; die nackten Wurzeln, kaum vom Stein gehalten, die hängenden Zweige schwanfend im reißenden Strom; — es wurde so finster — ich glaubte, heute könne nicht mehr Tag werden. Eben überlegte ich, ob mich die Wölfe heute nacht fressen würden — da trat die Sonne hervor und umzog mit Wolken kämpfend die Höhen mit einem Feuerring. Die Waldkronen flammten, die Höhlen und Schluchten hauchten ein schauerliches Dunkelblau aus über den Fluß hin; da spielen mannigfaltige Widerscheine auf den versteinerten Gaurafen, und eine Schattenwelt umtanzt sie in flüchtigem Wechsel auf der bewegten Flut; alles wankte — ich mußte die Augen abwenden.

Bettine.

Fischer
von
der
Niederelbe.



Genehmigung der Deuerlichen Verlagshandlung.

Lichtbild: Erich Kesthoff.

Die niederdeutsche Landschaft und ihr Mensch.

Von Hans Friedrich Blunck.

Wenn man vom Hohen Ufer unterhalb Hamburgs — eines der drei Weltwunder an Schönheit nach Stendhal —, wenn man etwa vom Schifferdorf Blankenese aus dem ebbenden Wasser der Elbe nachschaut, dehnt sich der Strom schon meeresbreit zu Füßen des Beschauers, verschwindet hinter Inseln und Deichen die hannoversche Marsch mit Höfen und Kirchen bis in eine unbestimmbare gläserne Ferne. Wendet sich der Beschauer, so breitet sich bald die wellige Heide Holzrins, im Osten hängen die braunen Wolken über dem Hamburger Hafen, zu denen die dünnen Kräne und die Hellinge der Werft wie schmale Leitern hinaufklettern; und jenseits der Stadt weiß man die gewaltigen Wälder und Seen, die bis zur Ostsee reichen.

Mannigfaltig ist die Landschaft, die sich um uns dehnt: rötliche Heide, die im Schlaf der Jahrhunderte liegt, Waldland, das in vier Jahreszeiten viermal sein Kleid verbrennt, um neu zu erstehen, und, vielfach gegabelt, die Strom- und Küstenlandschaft. Und schon heben sich gegen das Meer die Dünen, deren Gräser der Salzwind wäscht — dehnen sich weiterhin die Watten, in denen Inseln ruhen wie Wolken, die niedersanken, zu müde, weiterzuwandern.

Ich will sagen: Es ist kein einheitliches Land, das wir Niedersachsen bewohnen. Sein Gesicht wechselt unaufhörlich wie das der Winde, die darüber hinsingen, wie die dunklen, von Lichtern zerteilten Sturmwolken oder die hellen Federwirbel der Frühe, die es überflattern. Und wenn man mich



Friesischer Fischer.

Lichtbild: Erich Reglaff.

fragt, was mir diese Landschaft bedeutet, so sage ich, anders als die landläufige Erklärung, die das Wesen des Niederdeutschen aus Heimatkunst und Heide deuten wollte: Was dies Land uns gibt, ist Wechsel, ist ewige Unerfülltheit, ist die Spannung in unendliche Weite. Wohl haben wir Haus, Acker und Weib, die unsere Sehnsucht sind und den Sinn heimbergen — angstvoll, als wüßten sie, daß mancher nicht wiederkehrt. Aber eine so ungeheuer bewegte Landschaft wie die niederdeutsche läßt ihre Einwohner die Vielfalt des Hin- und Herflutens ihrer Ströme zwischen Meer und Land, läßt sie den Wechsel der hellen Tage und der Schatten und grauen Gewölke so einprägsam empfinden, daß ihr Mensch sich immer wieder zwingen muß, Beständigkeit zu üben, um nicht zwischen Unruh und Heimweh, zwischen Jubel und Leid zu verbrennen.

Ist es je anders gewesen? Schon in der Vorgeschichte ziehen gewaltige Züge von Wanderern aus diesem wunderlichen Samenland in die Welt — damals Barbaren genannt, heute als geordnete und wohlausgerüstete kleine Kriegerscharen erkannt. Wir hören von zwei großen Spannen vorgeschichtlicher Kulturen auf unserem Boden, wir hören vom Teutonen- und Ambronenzug, bald danach vom großen Bernstein-, Wolle- und Linnenhandel über See und Land, der auf gesicherten und gefestigten Straßen zu Beginn unserer Geschichtsrechnung seine Wege die Ströme hinaus von Norden nach dem Süden sucht. Wir erfahren vom Zug der Angeln und Sachsen, die nicht nur England und Südschottland, sondern, wie wir heute wissen, auch die französische und Teile der spanischen Küste besiedelten; wir erleben den Traum der

Hansa vom Völkerfrieden im Norden und den ihrer Gegner, die nur Gott und der Seefahrt dienen und gleiches Recht für alle verkündeten. In dieser Landschaft, in ihren weiteren Grenzen, verwirklicht sich zuerst die bildende Kunst des Nordens, deren frühere Formen wir in Grabfunden und in den Trümmern der Wikingerschiffe vor uns haben; von diesen Völkern geht wahrscheinlich die zweistimmige Musik aus, und ihre Bauern singen der Landschaft die uralten Balladen von der Zwietracht zwischen Herz und Wort, Lieben und Leben, Gott und Erde.

Und das ist neben dem Wechsel, von dem ich sprach, vielleicht die andere starke Einwirkung, die diese Landschaft auf uns ausübt: daß jeder Mensch hier unter einem Himmel lebt, der ohne Grenzen auf allen Seiten zur Erde niedersinkt und ihn von allen Seiten unentrinnbar betrachtet, daß im Land ohne Berge jeder sich selbst entscheiden muß, wie er zu gehen hat, ohne daß ein Tal ihm den Weg weist. Daher dieser starke Drang zur Selbstbestimmung, der bis zum bleiernen Troß geht, daher das Bereitsein zur Verantwortlichkeit, die doch niemals Selbstzufriedenheit werden darf, daher, wenn der Himmel als Nebel niedersinkt, das immer neue Ringen mit den Gesichten der Zwischenschichten, das sich schließlich zu Märchen, Sagen und Lied ausspinnt — auflöst.

Weil aber niemand diesem Kampf ausweichen kann, weil ein jeder, wenn er sich auf dieser Ebene aufreckt, schon eine Spanne Wegs von Erde zum Himmel tut, muß auch jeder die Deutung des Lebens in sich selbst finden. Und weil er lernt, daß Anfang und Ende unerkennbar sind, besinnt er



Hallig Landschaft.

Krieger-Lichtbild.

sich endlich auf jenes einzige sichere Wissen vom Leben: daß ihm vor Gott ein Werk obliegt, daß er einen Acker zu pflügen, ein Schiff zu fahren oder ein Haus zu bauen hat, bis der Tod antwortet.

So prägte das Land uns, wie unsere Auswanderer, wie die Italiensfahrer, die Angelsachsen, die Indier im Osten, die Amerikaner: innen voll ringender Bewegung, nach außen einsilbig, verteidigungs- und angriffsbereit. Und wir litten es und wurden schlecht und wieder gut, weil der rechte Kampf immer zuletzt zur Erhöhung wird.

Solche Worte scheinen manche alte Empfindsamkeit im Bild, das wir uns von uns selbst machten, zu zerstören, und sie versuchen auch eine Umdeutung des Wesens der niederdeutschen Menschen. Wir haben sie einseitig gesehen, wir haben sie aus einigen dynastischen Kämpfen zu Lande, aus der Einsamkeit der Höfe oder gar aus altem Heidentroß gegen Kaiser Karl mit schönen Beiworten zu erklären versucht. Wir lernen um. Wir haben aus der Vorgeschichte zuviel Neues erfahren, um nicht längst geahnte Irrtümer zu erkennen, wir beginnen die Seegeschichte des Mittelalters und der Hanse mit jungen Augen zu prüfen und weit über die Staatsgrenzen hinaus zu denken und unser Blickfeld zu breiten. Und wir erkennen, daß die Niederdeutschen des hanseischen Raumes, ähnlich anderen Anwohnern großer Stromländer oder aufgespaltener Küsten, Menschen fruchtbarer Unruhe sind, daß diese Unruhe, dies Verlangen zwischen Fernweh und Heimweh Ausgleich zu schaffen uns prägt, daß die Landschaft uns schweigsam macht — gleichwie der Mensch sein Gebet lieber ins Dunkle spricht — daß sie uns aber, einmal gefestigt, mit Stolz auf unsere Unabhängigkeit und mit jenem gewaltigen Glauben an unsere Aufgabe erfüllt, der von Gezeit zu Gezeit aus dieser Landschaft aufströmt.

Ja, dies ist das Dritte, was mir bedeutsam erscheint: Von der ersten großen vorgeschichtlichen Wanderung bis zur Besiedelung des Westens und bis zur Umdeutung der Marschen ruft unsere Landschaft immer wieder in sonderbar gleichen Zeitspannen ihre Menschen wach. Sie schließt niemand aus, der in ihrem Atem lebt; jeder muß antworten, und es ist gut, rechtzeitig den Nachbarn von der Eitelkeit auf seine Einsamkeit zu neuem tätigen Geiste umzustellen. Kein Staat ist's, der die Landschaft umfaßt, wohl aber ein dunkler Volksbegriff, zusammengehalten durch Blut und Überlieferung, durch eine alte Sprache, durch die Vielfalt einer Landschaft, die dennoch unter ihrem übergroßen Himmel Einhalt ist — dazu heute wieder durch jenen rätselhaften Glauben, der immer wieder dem großen geheimnisvollen Aufflammen eines Volkstums vorangeht.

Wenn man diesen Gezeiten von Flut und Ebbe nachspürt, wenn man sieht, wie nach leeren Jahrhunderten die niederdeutsche Landschaft ihr neues Weben mit der Zeit vorklassischer Musik begann, wie sie das deutsche Theater um Lessing schuf, wie sie um 1848 zum Symbol der Reichseinheit wurde, wie sie sich über See zu einem noch unvollendeten Werk aufreckte, wie ein erschütternd ernster Glaube an ihre kommende Zeit sie heute hoch und höher aufhebt, dann darf man vielleicht aus den Gesetzen der Geschichte ablesen, daß zum andernmal die Stunde einer großen geistigen Erfüllung vor ihr liegt, in der ihr für das Reich und mit dem Reich ein Werk zugefeilt ist, das wir erst ahnen und an dem wir doch unbewußt alle arbeiten.

Solchen Glauben gibt uns die Landschaft; wir wissen nicht, woher — er kam wie ein Wind, der uns alle berührte. In ihm prägte sie uns und heißt uns leben und warten und uns vorbereiten — wacher als das letzte Geschlecht.

Drei niederdeutsche Märchen.

Von Hans Friedrich Blunck*.

Auch unter der Erde läuten die Glocken.

In einer unserer kleinen Städte — ich glaube, es ist Meldorf gewesen — lebte einmal ein so guter Bürgermeister, wie es selten einen gibt. Der sorgte nicht nur zeit seines Lebens für seine Leute, so daß es keine Not und kein Laster im Ort gab, er blieb auch nach seinem Tode in Sorge um Stadt und jedermann. Wenn Mißernten drohten, läutete er die Kirchenglocken und rief Regen herbei; wenn die großen Flüssen kamen, vertrieb er sie wieder und lockte die Sonne her; wenn jemand in Lebensgefahr war oder sich draußen im Watt verlor oder eine böse Tat vorhatte, läutete er warnend in sein Ohr, und der, den er meinte, hörte des Bürgermeisters Stimme wohl. Am tiefsten aber bewegte es alle, daß er die Menschen drei Tage vor ihrem Tode die Glocken hören ließ. Er wollte sie wohl mahnen, ihr Haus zu bestellen.

Nun war da ein großer Weinhändler in der Stadt, Ehler Holl, der liebte das Leben über alles. Als der eines Tages die Glocken des Bürgermeisters klingen hörte — ein wenig hart und streng, denn sein Leben war nicht das beste gewesen —, da stieg die Angst so sehr in ihm hoch, daß er sich die Ohren zuhielt, aus der Stadt flüchtete und sich draußen in einer wilden Heide zu verbergen suchte.

Als es dabei Abend wurde und er in seiner Furcht ziellos einen Pfad ins Dunkle lief, kam der Mann an einen sonderbar altertümlichen Wegweiser, der trug drei Arme. Der eine führte zu den Menschen zurück, auf dem andern stand Grootekeerlesland, auf dem dritten Lüttemannsdeep.

Da wurde Ehler Holl sehr froh, und es schien ihm am besten, sich vor den Glocken in seinem Ohr bei den Riesen zu verstecken. Die leben tausend Jahre, hatte er gehört.

Je weiter er lief, desto sonderbarer wurde denn auch das Gewölk am Himmel, desto schärfer sah er, daß aus den Wolken gewaltige Burgen aufstanden, die mit ungeheuren Mauern zum Himmel ragten. Auch er selbst wuchs mit jedem Schritt, und die Türme und die blauen Brücken und Pfeiler der Riesenhöfen stiegen schier ins Unermeßliche auf.

Nur das Glockenläuten in seinen Ohren blieb sich gleich.

Da begann es Ehler Holl zu grauen, und er fürchtete, daß der Blick des Todes hier frei über Land und Weite streifen könnte. Nein, das Grootekeerlesland gefiel ihm nicht. Noch ehe er den ersten Wächter traf, kehrte er um und wanderte in der gleichen Nacht zum Kreuzweg zurück.

So kam er wieder an den Wegweiser, suchte den andern Pfad zu den Winzigen und lief ihn sehr rasch. Er hatte am Kreuzweg deutlich die Glocke von Meldorf herüberklingen hören und eilte sich deshalb.

Er merkte denn auch, daß er, je weiter er den neuen Weg schritt, desto winziger an Gestalt wurde, so daß Heidekraut und Birkenbusch höher und höher wuchsen und ihn schließlich ganz verdeckten. Zuletzt kam er an eine Höhle, die war fast wie ein Ameisenweg. Da schlüpfte er hinein.

Er wurde bald freundlich empfangen und ehrenvoll zu einer schönen Königin geführt. Sie sprach lange mit ihm, und der Mann vergaß über all das Neue, dem Glockenläuten zu lauschen. Ja, die hohe Frau schenkte ihm andern Tags eine braune Rüstung, wie alle winzigen Wichte rundum sie trugen, und hielt Ehler Holl so herzlich bei sich, daß er wohl merkte, wie gern sie ihn hatte. Sie ließ sich auch jeden Tag von den Menschen erzählen, lobte den Gast wieder und wieder, daß er zu Besuch gekommen, und erzählte ihm, wieviel besser die

* Aus: Hans Friedrich Blunck, „Der Sprung über die Schwelle“ 3. Folge der Märchen von der Niederelbe. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Ordnung in ihrem Staat sei und wieviel weniger Eigennuß bei den Thoren als bei den Menschen herrsche.

Die Königin schien in Ehler Holls Augen sehr schön, wenn sie so voll Eifer sprach, und es dünkte ihn gut, bei ihr zu bleiben.

Als der Mann sich nun nach seiner Erinnerung schon geraume Zeit in jenem Reich aufgehalten und mit der Königin lang und breit gesprochen hatte, winkte sie eines Tages ihm und ihrem Gefolge und ließ den Fremden alle Gemächer und Kammern einsehen, damit er sich von ihrem Reichtum und von ihrer Ordnung überzeugen könnte. Ehler Holl sah viele Vorrathshäuser, er sah die Kinder des kleinen Volkes, die von allen gemeinsam gehegt werden, er sah auch ihre Totenkammern — da kam die Furcht von neuem über ihn.

Als er nun wieder zur Königin zurückkam, fragte sie ihn, wie ihm ihr Reich gefallen hätte und ob er nicht für immer bei ihr bleiben wolle. „Das möchte ich wohl“, sagte Ehler Holl, „ich habe all deine Kammern gesehen, und sie sind so reich und gefüllt, wie man es sich nur wünschen kann. Sag mir nur, was bedeuten die Grabkammern, und wer es ist, der euch sterben läßt?“

„Bitterfründ heißt er“, antwortete die Königin, „es herbstet draußen, er wird auch bald zu uns kommen.“

„Ist er der gleiche wie bei uns über der Erde?“ fragte der Mann und ließ den Kopf sinken.

„Jeder eurer Tage ist ein Jahr für uns; sieh, so bist du schon ein Jahr bei uns und meinstest, es sei ein Tag. Aber der Tod Bitterfründ ist der gleiche bei euch wie bei uns.“

„Sagt, was ihr mehr von ihm wißt?“

„Er läutet, wenn er unserm Reich näher kommt, und wir können uns bereit machen. Für jeden von uns, auch für dich und für mich steht eine Kammer bereit.“

„Warum läutet er? Fürchtet ihr euch nicht, wenn er läutet?“

„Wie sollten wir uns fürchten? Mich dünkt, sterben ist nur Leid für die andern, die zurückbleiben.“

In dem Augenblick hörte Ehler Holl wieder ein Glockenpochen, es war wie ein Zittern, das durch die Erde ging. Und einige, die die Glocke gleich ihm hörten, standen auf, schmückten sich, grüßten und schritten den Weg zu ihren Kammern.

„Sieh“, sagte die Frau traurig, „da gehen welche aus, ihn zu erwarten.“

Der Mann horchte auf das Läuten und sann nach. Einmal sah er voll Bangnis die Königin an. Nein, die hörte das Läuten nicht.

„Ich habe einen Wunsch“, sagte er da traurig.

„Sag ihn nur, Freund“, bat die Königin.

„Ich höre das Läuten wie diese auch, und ich merke, es ist für mich einerlei, ob ich über, ob ich unter der Erde bin.“

Die Königin wurde von Herzen betrübt. „Sag, welchen Wunsch kann ich dir erfüllen?“ fragte sie.

„Laß mich bis ans Ende deines Reiches bringen, damit ich wieder nach oben gelange. Ich habe einem Unrecht getan, der mich rief, und bin in Not, es ihm zu sagen.“

Die Königin seufzte, sie griff traurig nach des Mannes Hand, nahm ihm die braune Rüstung ab und führte ihn selbst.

Und Ehler Holl ging mit vielen Unterirdischen den Pfad, den er gekommen war. Als er dem Wegweiser nahe kam, der zum Land der Riesen, zum Land der Menschen und dem alles Winzigen führte, hörte er das Läuten von überall her. Und er hörte auch die Glocken des Freundes mahnend und eindringlich, als grüßten sie ihn bei seiner Heimkehr.

Da blieb die Königin stehen. Und Ehler Holl löste sich von ihrer Hand und ging mutig den Weg zum Anfang zurück.

Frau Holle und die zwei Liebenden.

Daß es Frau Holle ist, die alle heimlich Liebenden beschützt, wißt ihr wohl, und wie wenig wir ihrer entraten können, will ich an einer Geschichte kundtun.

Einmal, als die gütige Frau allzulange von der Erde fernblieb, brach eine böse Zeit für die Menschen an. Vater und Mutter vergaßen ihre Kinder, Sohn und Tochter wollten von den Eltern nichts mehr wissen, alle Liebe wurde dumpf und tot. Es waren schlimme Jahre, die über die Welt kamen. Am längsten ertrug sie noch ein Dichter mit seiner Liebsten, die hielten ihr Herz warm.

Als der Bursche aber sah, daß aller Menschen Sinn so leer und öde wurde, da jammerte es ihn allzusehr. Er sagte, er wolle jetzt selbst ausgehen, Frau Holle zu suchen, und ließ sein Mädchen daheim. Und er suchte und suchte, aber er fand Frau Holle nicht. Die Welt wurde immer kälter und trauriger, grauer und trostloser. Und die Zeit ging.

Als das Mädchen, das zurückgeblieben war, nun gar so einsam war in der grauen Welt, als ihr Liebster nicht wiederkam und sie auch kein Wort mehr von ihm hörte, grub sie sich ein Grab für ihren Leib, pflanzte drei Lilien rundum und legte sich zum Sterben nieder.

Aber die Lilien wuchsen und trugen drei herrliche weiße Blumen. Und in der einen von ihnen, die zu Füßen des Grabes stand, verbarg sich des Mädchens Seele, die wartete noch immer auf den, der zurückkommen wollte. Der Tod wußte wohl davon, aber er hatte Mitleid und ließ sie warten.

Nun kam nach einer Weile ein feister Kerl vorbei, der wußte nicht, wie er seine Zeit am besten verbrachte; er trat alle Schmetterlinge tot, wo er durch die Blumen ging, und schlug nach allen Vögeln im Busch. Als er die drei Lilien sah, hieb er die erste zu Häupten des Grabes ab und ließ sie liegen, wo sie lag. Aber sie wurde, kaum daß er den Rücken kehrte, zum Vögelchen, das flog zwitschernd zur Höhe und suchte von Ort zu Ort den Weg, den der Bursch vor ihm gegangen war. Wieder nach einer Weile kam ein riesiger Faustkämpfer die Straße entlang. Der war müde vom Fechten und warf sich zum Schlaf nieder. Und er brach dabei die zweite der Lilien, die zu Häupten stand; sie fiel in ein Wasser, das vorüberfloß, da wurde sie zu einem Fisch, der flink einen Fluß hinabschnellte und sich den Weg suchte, den des Mädchens Liebster vorangegangen war.

Endlich aber, als der Herbst kam, welkte auch die dritte Lilie, in der verborgen die Seele wohnte, und der Tod kam vorüber und fragte: „Wartest du noch immer auf ihn?“

„Ach“, sagte das Mädchen, „ich warte noch immer, und er ist noch nicht heimgekommen, laß mir doch noch ein wenig Zeit.“

„Ich kann dir nicht länger Zeit lassen“, sagte der Tod. Und er nahm sie, um sie zum weißen Eiland zu bringen, auf dem die wohnen, die von Gott nicht zu anderem Leben noch zu seinen guten Knechten erwählt sind. Aber er war zart und sorgsam gegen die Seele des Mädchens, denn er wußte wohl, daß sie viel Leid erlitten hatte. Und er behütete sie auf dem langen Weg, vorüber am Noweskrug, vorüber am grauen Hafen und weiter über das große Meer zum Witteöland. Dort baute er ein Haus für sie wie für die anderen. Und der Nebel wehte über die Heide.

Nun war der Liebste des Mädchens inzwischen durch viele, viele Länder gewandert und von Stadt zu Stadt gegangen, um Frau Holle zu suchen und sie zu bitten, sich der Menschen wieder anzunehmen. Aber er hatte sie nicht gefunden, und es war ihm sehr leid um die Leute, die ärmer und ärmer wurden, und bitter leid um seine Liebste, die auf ihn wartete und zu der er doch nicht heimkehren konnte, bis er die Himmlische gefunden hatte.

Endlich kam er auch zum Noweskrug, der liegt ja am Ende

der Welt; kein Lebendiger kann darüber hinaus, ein schlimmes Feuer brennt vor jedem, der leibhaftig hinüber will. Wie der Bursch nun davor hin und her wanderte und immer hoffte, daß hinter jenen Fenstern vielleicht die schöne Frau Holle wohne: auf einmal kam ein Vöglein an, das erbot sich, ihm zu helfen. Und es flog auf und ab und mucks vor seinen Augen, bis es groß wie ein Falk wurde und noch größer und größer, fast wie der Vogel Greif. Da ließ es sich nieder, der Bursche sprang ihm auf den Rücken, und in einem Augenblick hatten die Flügel ihn über das Feuer geführt, das doch sonst kaum ein Mensch überwindet. Und er flog über den Noweskrug hinweg bis zum Hafen der Toten, ich weiß nicht wie rasch. Aber als er dem Meer nahe kam, begann sich der Vogel zu fürchten und wagte sich nicht mehr über die graue Weite. Und wie er so verzagte, wurde er kleiner und kleiner und vermochte endlich seine Last nicht mehr zu tragen. Er fiel mit ihr nieder und flog wieder, ein zwitschernder, ängstlicher Fink, hin und her.

Da stand der Bursch nun auf, wußte nicht weiter und suchte in allen Höfen der Fergensstadt; niemand wußte ihm jedoch Bescheid zu geben, wo Frau Holle sei. Er ging aber auch am Hafen auf und ab; da kam ein Fisch und fragte ihn, wohin er wolle. Und der Mann erzählte ihm, er suche Frau Holle, ach, und er habe es so eilig und schon so lange Zeit nach ihr geforscht. Seine Liebste warte daheim.

Kaum hatte er das gesagt, da wuchs der Fisch blizschnell, erst wie ein Stör, dann wie ein Tümmler so breit und lang. Der Wanderer konnte sich ihm bald auf den Rücken setzen, und der Fisch trug ihn, ich weiß nicht wie lange, und brachte ihn wahrhaftig bis ans Ufer des Witteölands.

Drüben angekommen, suchte sich der Bursch drei Tage durch Regen und Traurigkeit, und er ging einen Weg, an dem lagen viel Blumen, die im Regen starben. Als er dann zu den Höfen der Toten kam und an die siebente Tür klopfte, sah er seiner verlassenen Liebsten Gesicht. Und sie freuten sich wohl über das Wiedersehen und waren doch traurig, denn sie wußten jetzt, daß sie einander auf Erden nicht mehr finden würden. Aber als der Mann davon sprach, daß er Frau Holle drüben bei den Menschen nicht angetroffen habe: „Vielleicht ist sie in unserm Land, laß uns nach ihr suchen“, sagte da das Mädchen.

Da machten sie sich auf und fragten sich weit durch das Reich der Gestorbenen. Aber sie fanden Frau Holle nicht.

Endlich wurde das Mädchen sehr müde von ihren langen Wegen, und der Bursch verzagte und sagte: „Hier auf dem Witteöland ist Frau Holle nicht mehr, ich werde dich verlassen und weitergehen müssen, um sie anderswo zu suchen.“ Das Mädchen begann zu weinen, aber sie wagte nicht, ihn zu bitten, bei ihr zu bleiben. Er werde bald wiederkommen, tröstete der Mann, aber erst müsse er Frau Holle finden, die Erde sei so entseßlich leer und ohne Trost, was solle nur aus den Menschen werden?

Auf einmal, als die beiden Brautleute gerade auseinandergehen wollten, stand eine Fremde vor ihnen und fragte das Mädchen, warum es weine.

Da erzählte sie traurig, wie es ihr ergangen war; sie sagte aber auch, daß sie ihrem Liebsten nicht zürne, wenn nur allen Menschen geholfen würde außer ihr allein. Und auch der Bursch rechtfertigte sich und erzählte, wie arg es geworden sei, seitdem Frau Holle sich von der Erde abgewandt habe. Er sprach dabei so kühn — ach, es wußte ja niemand zu sprechen wie gerade dieser Mann; alle Not und alle Unbarmherzigkeit, alles Unglück und alle Verlorenheit wußte er zu schildern. Und er hielt nicht an, bis er des Erbarmens dieser Fremden gewiß war, und bat sie, ihn nun doch zu Frau Holle zu führen. Die müsse und müsse heimkehren, damit die Liebe auf Erden von neuem aufspränge, damit die Mädchen wieder zu tanzen und die Kinder zu singen wüßten wie vordem und damit die Männer zum andern die Sehnsucht trügen. Und er bat so lange, bis die

fromme Frau Holle einsah, daß sie zu jener alten Welt heimkehren mußte, die sie verlassen hatte.

Und Frau Holle schritt über das Land und führte rechts und links die ersten neuen Liebenden an der Hand. Wo sie vorbeikamen, vergaßen die Menschen ihre rechnende Trägheit und wurden gut, mitleidsvoll und opferbereit, wie sie es früher gewesen waren. Und die drei schritten weiter und weiter. Und wo sie hingingen, lächelten die Kinder, die Frauen blühten auf, und die Männer begannen von neuem zu werben und zu wirken. Die Vögel sangen einander Lieder vor, und die Bäume warfen den Staub ab und blühten.

Glaubt mir, sie ist auf dem Weg; eines Tages wird sie zum andernmal auch in unser Land einkehren.

Gericht der Tiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine kleine Käte am Waldrand und einen Acker dabei. Aber er hatte nicht viel Glück im Leben; er war einer, der zuviel über die Gerechtigkeit dieser Welt nachdachte, stritt sich mit groß und klein, mit Tieren und Unterirdischen sogar und wollte jedes Unrecht, das ihm getan wurde, bis zum letzten verfolgen, ohne daß er selbst dabei das Recht seines Lebens gefunden hätte.

So kam es, daß er schließlich seine Hütte verlassen mußte, daß sein Weib von ihm ging, und daß er einsam in den großen Wald fliehen mußte, wo er von Jagd und Wurzelsuchen lebte, ja, sogar einsame Wanderer überfiel. Er meinte, daß alles Leben schlecht sei, und daß er sich an allen rächen müsse.

Und niemand ließ ihn dafür entgelten. Vor den Häschern verbarg er sich; die Unterirdischen des Waldes lachten nur, wenn die Menschen sich untereinander Böses antaten, und die Tiere wagten ihn nicht zu verfolgen. Er war zu stark für sie und ihnen an Kräften über.

Endlich, als sein Haar längst grau war, wurde auch er krank und schwach. Da glaubten sie ihre Zeit gekommen und luden ihn vor ihr Gericht, und der Mann mußte dem folgen.

Nun sind, das wißt ihr wohl, in jedem Frühling und in jedem Herbst und in jedem Wald und Brod Dingtage der Tiere, an denen neun Richter zusammenkommen, um die Klagen von groß und klein anzuhören. Das war auch in dem wilden Hagen der Fall, von dem ich spreche und in dem der vertriebene Mann hauste. Unter eine große Buche luden die Herren ihn — Hund und Hirsch, Specht und Reh, Kaninchen und Igel, Fisch und Eidechse — wie sie gewählt waren.

Nun wollte sich an jenem Tag auch Frau Holles schwarze Käte, die als neunte zu den Geschworenen gehörte, rechtzeitig in den Wald begeben. Ihre Herrin sah, daß sie sich schön machte, und fragte, wohin sie wolle. Da sagte sie es ihr. Die schöne Frau aber wurde begierig, solches Gericht einmal anzuhören. Sie ließ sich den Pelz ihrer Käte geben, tat ihn an und ging selbst an deren Statt.

Als nun die Stunde gekommen war und die Gerichtsboten — das waren zwei Dachse — die Schellen geläutet hatten, da wurde als erster der Fuchs aufgerufen, gegen den sich viele Klagen erhoben hatten. Aber Reineke wußte sich gut zu verteidigen. Sein Beruf zwänge ihn zu vielen Dingen, sagte er, die ihm selbst unlieb seien. Aber solle er Weib und Kind hungern lassen? Und er fragte die Zeugen so verwirrend, daß sie unsicher wurden und die Tiere ihn laufen lassen mußten. Ein Wieselmann war der nächste, die Lamperts hatten ihn beim Stehlen zu packen gekriegt. Sie ließen ihn nicht, bis er versprochen hatte, alles Diebesgut mit Zinsen heimzubringen.

Danach kam der kranke Mann, von dem ich erzähle habe. Auf den waren die Tiere besonders zornig. Er hatte ihnen Jahre hindurch viel Böses getan, und ebenso leid war es ihnen um die Menschen, die jener verfolgt hatte. Sie hielten ihm deshalb alles vor, was er ihnen angetan hatte.

Der Mann aber — das sagte ich schon — war ein Rechtshaber, der sich nicht anklagen ließ, ohne selbst zu klagen.

Und er rief mit lauter Stimme das Reh an: „Warst du es nicht“, fragte er, „das mir mein junges Korn abweidete, so daß ich kaum genug zur neuen Einsaat erntete. Wie willst du über mich richten? Ach, so sanftmütig du aussiehst, du hast Schuld, daß ich so geworden bin!“

„Und du“, sagte er zum Kaninchen, „hast du nicht meinen Garten unterwühlt, daß mein Gemüse vertrocknete und gelb auf der Erde lag?“

„Und du“, fragte er den Hirsch, „hast du nicht Kraut und Knospen abgeäst, so daß wir hungerten und mein Weib mich verließ? Schlecht seid ihr alle, von keinem habe ich je Gutes erfahren. Was wundert ihr euch, daß ich ebenso mit euch verfuhr! Ist es nicht das gleiche, den Nächsten mit offener Gewalt zu berauben wie ihn so arm zu machen, daß er hungern muß?“

„Jedermann hat Schlimmes und Gutes erfahren“, mahnte jemand. „Du hast auch Gutes erfahren, fremder Mann, aber es ist die Art der Menschen, das zu vergessen.“

Was er Gutes erfahren habe, beehrte der auf.

„Hast du nie gesehen, wie grün die Bäume wachsen und wie fröhlich der Wind durch den Morgen fährt?“

Nein, der Mann wußte nichts davon, er hatte Tag und Nacht über sein Recht gegrübelt und geklagt.

„Hast du nie den Schall der Vögel gehört?“ fragte es aus den Zweigen. „Ist das nicht das Schönste, was den Menschen geschenkt ist?“

Nein, der Mann hatte keine Zeit gehabt, darauf zu lauschen. Er hatte nur an seine Gerechtigkeit gedacht, da war sein Weib von ihm gegangen.

„Hast du niemals das weiße Spiel auf den Wiesen gesehen?“ fragte die, welche im Kleid der Käte verborgen war.

„Ach“, sagte der Mann, „in einer Nacht habe ich Frau Holle wohl vorbeifahren sehen, aber sie achtete meiner nicht, so elend und armselig sah ich aus.“

Als der Mann mit dem ungeschnittenen Bart und dem verfallenen Antlitz nun so müde seines Lebens vor ihnen stand, als er immer noch haderte, daß Gottes Wille ungerecht sei, und nichts von dem schönen Leben der Frühe noch der Späte sah, da wäre beinahe das Mitleid über die Tiere gekommen. Aber sie dachten auch an alles Unheil, das von diesem gekommen war, und sahen sich an, um zu einem Spruch zu kommen.

Der kranke Mann lachte über ihr Zögern, er erwartete nichts mehr von der Welt, und verlangte laut, daß die Richter das Unrecht alles Lebens krönten und ihn töteten. Was sollte er noch auf dieser Erde?

Aber Frau Holle war es durch den Sinn gegangen, daß sie einmal vor seinem wilden Gesicht vorübergefahren war; es reute sie, daß sie des Menschen Einsamkeit nicht gelindert hatte, wie es ihr gütiges Schicksal ist. Sie warf deshalb das Kleid ab, das sie trug, und trat auf den Verlassenen zu. Und ehe noch jemand ein Wort erhob, strich sie ihm über die Stirn: „So schenke ich dir, ehe du den letzten Spruch zu erdulden hast, ein anderes Leben, vielleicht daß du es besser zu wandeln vermagst.“ Und sie lächelte, während der Mann betäubt vor ihr stand, in sein Herz hinein, um ihm Freude mitzugeben, von jener Freude, die vielleicht vergessen war, als er seiner Mutter Schoß verließ.

Und sieh, wo eben der kranke Mann gehadert hatte, stand ein Knabe, der verwundert um sich blickte, nichts von dem wußte, was hinter ihm lag, und nur mit Erstaunen auf die Tiere schaute, die ihm zunickten — ein Knabe, dessen Blick mit dem letzten Licht der Wandlung noch Frau Holles Lächeln fing, das ihn fröhlich zu neuem Suchen und zu den Wegen mitleidiger Menschen heimschickte.



Das schweigsame Terzett.

Lichtbild: Rüstig.

Vom großen Staunen.

Man hat vieles verlernt in diesen schnellen Tagen . . . zuallermeist das Staunen.

Nicht zwar das kleine, zufällige; aber das große, gottesfürchtige Staunen . . .

Es ist dem geringschätzigen Lächeln unterlegen; es ist unter die Räder der Postkutsche geraten.

Die Weisheit des Ben Akiba steckt heutzutage schon in jedem Schuljungenkopf . . .

Es gibt keine Wunder mehr; aber es wird bald einen Mann geben, der auszieht, das große Staunen zu lernen. Und er wird noch vom Ende der Welt zurückkommen mit seinem überlegenen Lächeln.

Und doch atmen da vielleicht irgendwo noch immer Dinge, die das große Staunen dem Menschen in die Seele zwingen könnten; nur dürfte er sie nicht im Lärm der grauen Häusermühlen suchen; vielleicht liegen sie ja wahrhaftig wie das Glück in den Märchenbüchern . . . am Wegrand.

Ein Vogelnest kann so ein Ding sein; eine Apfelblüte, eine Bienenwabe, ein Grashalm, eine Ackerfurche . . .

Was ist sie eigentlich? Eine warme Zeile, von einem allmächtigen Finger in die geduldige Erde geschrieben?

Wie alt ist sie eigentlich? In der Julisonne, im Oktobersturm, unter den Wolken, unter den Sternen, war sie nicht immer da?

Warum wird sie nicht müde . . . warum hebt sie noch jeden Frühling das junge Korn in das seidene Licht . . . warum blüht sie noch jeden Sommer den roten Mohn in den knisternden Wind . . . warum trägt sie wieder und wieder in alle Stuben das heilige Brot?

Nur so eine Ackerfurche ist sie doch; nur so ein kleines Ding, nur so eine braune Falte im Kleid des Ackers.

Aber wenn jetzt bald einer ausziehen sollte, das große Staunen zu lernen, man müßte ihn hinausführen vor so ein altes Dorf.

Da gibt es noch Ackerfurchen genug und auch noch Menschen, die altmodisch genug sind, um sich mit staunenden Augen über die verborgensten Gottesgeheimnisse niederbeugen zu können . . .

Max Bardroff.

Rundfunkübertragungen durch das Fernkabelnetz.

Von Dr. Fritz Runkel, Köln-Lindenthal.

Die Frage der Verwertung von Kabeln für Rundfunkzwecke ist nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland seit einigen Jahren eifrig erörtert worden. Es sei zunächst auf die wichtigsten Fälle hingewiesen, bei denen sich die Notwendigkeit einer derartigen Verwendung des Kabels ergibt. Diese Notwendigkeit liegt stets dann vor, wenn sich das Aufnahmemikrophon an einem anderen Orte als der Sender befindet. Eine solche Lage wird immer gegeben sein, wenn man den Besprechungsraum in einem zentral gelegenen Verkehrspunkt einzurichten, dagegen bei der Wahl des Aufstellungsortes des Senders, bei der die Empfangsverhältnisse in einem großen Bezirk den Ausschlag geben müssen, sich für einen anderen Ort zu entschließen hat. Es sind aber noch zwei andere Fälle zu berücksichtigen. Bekanntlich greift man vielfach zu dem Mittel des „Nebensenders“, wenn man im Interesse von Kostenersparnissen auf eigene Darbietungen verzichten und sich auf diejenigen des zugehörigen „Hauptsenders“ beschränken will. So ist z. B. in Hamburg ein Hauptsender; in Bremen, Glensburg, Hannover und Kiel sind die zugehörigen Nebensender, die in der Regel von Hamburg aus besprochen werden. Aufnahmeräume und Sender sind untereinander durch Kabel verbunden. Ein weiterer Fall ist dann gegeben, wenn hier und da ein im übrigen selbständiger Sender einzelne Darbietungen einer anderen Sendestelle mitübernehmen soll, weil diese Darbietungen auf ein besonders weitgehendes Interesse auch in anderen Bezirken rechnen können.

Die technischen Anforderungen, die im allgemeinen an die einwandfreie Übertragung der menschlichen Sprache und der Musik im Rundfunk gestellt werden müssen, sind um so größere geworden, je weiter die Programme der einzelnen Rundfunkgesellschaften haben gesteckt werden müssen. Man hat in der Hauptsache mit zwei grundlegenden Anforderungen zu rechnen. Einmal müssen Sprache und Musik durchaus getreu in der Klangfarbe übertragen werden, und es ist jegliche Tonverzerrung zu vermeiden. Auch muß man jedes Nebengeräusch ausschalten. Die andere Forderung besteht in der Gewährleistung völliger Betriebsicherheit, so daß man also mit irgendwelchen von außen kommenden Störungen nicht rechnen braucht. Die Übertragungen können nun vom Hause aus durch Freileitungen oder durch Kabel erfolgen; die hier zur Verfügung stehenden Mittel weisen je nach dem Stande des Ausbaues der Technik mannigfache Verschiedenheiten auf. Auf den Freileitungen ist die Gefahr des Auftretens von Nebengeräuschen sowie von Betriebsstörungen am größten. Die Kabel sind zwar an sich betriebsicher, aber sie zeigen andere Betriebsbehinderungen, die sich vor allem in einer gewissen Einengung des Frequenzbereiches zeigen, so daß nicht alle Tonschwingungen einwandfrei übertragen werden können, ferner in einer verhältnismäßig starken Dämpfung der hineingesandten Sprechwellen.

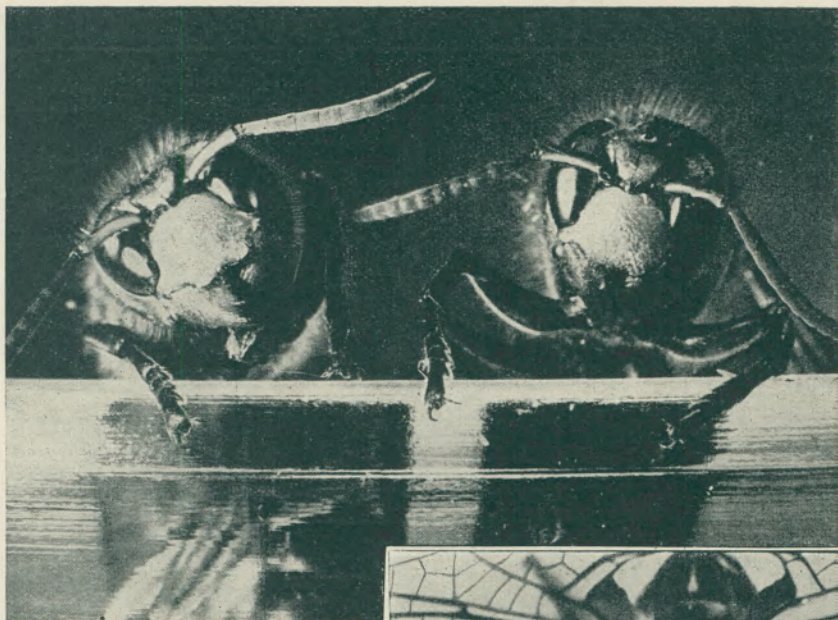
Durch eine besondere Technik hat man dazu dem Kabel eine spezielle Eignung für Rundfunkübertragungszwecke verleihen können. Diese Technik ist zwar nicht erst durch die Bedürfnisse des Rundfunks angeregt worden. Man hatte nämlich schon seit Jahren in der Mitte des normalen deutschen Fernkabels vier durch einen besonderen Bleimantel abgedeckte Adern für den Fall der Betriebsstörung des ganzen übrigen Kabelteils als betriebsichere Reserve gehalten. Für den Rundfunk ergab sich aber der weitere Vorzug, daß der Bleimantel die elektrische und magnetische Verbindung zwischen Kernleitung und den übrigen Kabeladern fast völlig aufhob und man auf diese Weise geräusch- und neben-

sprechfreie Leitungen gewann, die ein fast ideales Mittel für Rundfunkzwecke darboten.

Bezüglich der einwandfreien Übertragung der Musik treten noch weitere Anforderungen auf. Man hat hier zur sogenannten „Musikpupinisierung“ gegriffen. Mit der Einschaltung der Pupinspulen, wie man sie allgemein in Fernkabeln anwendet, erreicht man eine Vergrößerung der Reichweite des Kabels oder, anders ausgedrückt, eine Einschränkung der Dämpfung der Fernsprechwellen, die ja mit der Länge der Fernsprechleitungen zunimmt. Eine solche Pupinisierung gewöhnlicher Art ist aber mit einer Einengung des Frequenzbereiches verbunden, und sie hat zur Folge, daß die tiefen und die ganz hohen Töne, wie sie bei niedrigen und hohen Schwingungszahlen in die Erscheinung treten, nur schlecht übertragen bzw. verzerrt oder auch ganz unterdrückt werden. Es darf eine nur schwache Pupinisierung angewandt werden, dafür muß man aber in kleineren Zwischenräumen, etwa alle 75 Kilometer, Verstärker (ähnlich denen beim Rundfunkempfang) einschalten, um auf diese Weise eine genügende Ausgleichung der Dämpfung zu erzielen. So entsteht das „musikpupinisierte“ Kabel.

Inzwischen ist fast das ganze deutsche Fernkabelnetz auf die Möglichkeit der Rundfunkübertragung eingerichtet worden. Dabei sei auf eine besondere Art der wohl immer häufiger platzgreifenden Zukunftsverwendung hingewiesen. Der Ständige Sekretär des in Paris eingerichteten „Internationalen Beratenden Ausschusses für Fernsprechweitverkehr“, G. Valensi, hat schon einmal auf folgende Möglichkeiten hingewiesen: Zahlreiche Rundfunksender werden ein künstlerisches Programm von hohem Wert, das daher teuer ist, oder eine Rede oder eine Versammlung von großem allgemeinem Interesse bringen können; die Weitergabe der Rundfunksendung mit Hilfe der zwischenstaatlichen Leitungen wird eine sichere, billige und unbegrenzte Verbreitung der menschlichen Gedanken und Äußerungen ermöglichen. In ähnlicher Weise wird die Lösung einer Aufgabe angestrebt, die eng damit verbunden ist, nämlich wie durch Zusammenschaltung von Leitungen und durch Benutzung von Lautsprechern Versammlungen von Leuten miteinander verbunden werden können, wobei diese Versammlungen imstande sein werden, obwohl sie weit voneinander tagen, gleichzeitig dieselbe Frage zu erörtern, und noch dazu unter dem Vorsitz eines einzigen Präsidenten. Diese Gedanken sind seitdem schon mehrfach verwirklicht worden, und zwar bei den sogenannten Ferntagungen, welche man aus besonderen Anlässen veranstaltet hat, und bei denen eine gleichzeitige Verbindung mehrerer Tagungsorte erzielt wurde. Das alle Teilnehmer Vereinigende lag dann in der Benutzung von Großmikrophonen und -lautsprechern, so daß also alles in einer der Versammlungen von einem Redner gesagt aufgenommen und von allen Teilnehmern an den anderen Versammlungen gehört werden konnte.

Diese Entwicklung weist gleichzeitig auf die Verwertungsmöglichkeiten der Fernsprechkabel im zwischenstaatlichen Rundfunkverkehr hin. An den Grenzübergängen besteht Anschluß an die Fernkabelnetze der Nachbarstaaten. Man kann sich ein besseres Verständigungsmittel auf dem Gebiet der gemeinsamen Kulturererungen wohl kaum vorstellen. Eine solche Indienststellung modernster Technik wird in einem Ausmaß, wie man es jetzt nur vorausahnen kann, mit dazu beitragen, daß die internationalen politischen Spannungen mehr und mehr einen Ausgleich erfahren.



Zwei kampf lustige
Hornissen.

Insekten, die Erben unserer Welt?

Wer wird nach dem Menschen die Herrschaft über die Erde antreten? Wird es ihm ergehen wie den Riesendrachern, die einst die Erde bevölkerten, die längst vergangen sind und nur noch in kleinen, harmlosen Nachbildern fortleben, kümmerlichen Zeugen einstiger Macht und Größe?

Wird tatsächlich, wie einige Forscher glauben, die Zukunft den Insekten gehören? Eins ist sicher: Von den höher entwickelten Arten, die wir auf der Erde kennen, stellen sie die einzige dar, die die große Zeit ihres Aufstiegs noch nicht hinter sich hat. Und welche Möglichkeiten bringen sie dafür mit?

Die Formen des Gemeinschaftslebens sind bei manchen Insektenarten mit verblüffender Vollkommenheit ausgebildet, mit einer so weitgehenden und im einzelnen präzise ineinandergreifenden Teilung der Funktionen, wie sie uns Menschen nicht entfernt erreichbar ist. Und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen im Insektenreich — man kennt an vierhunderttausend Arten — läßt eine Vielfalt von Körperformen und -möglichkeiten zu, die allen Begebenheiten gerecht wird. Insekten leben überall, Insekten fressen alles — außer Glas und Eisen.

Schon heute steht der Mensch in fortwährendem erbittertem Kampf gegen die Schädlinge

aus der Insektenwelt, denen — neben allem Schaden, den sie sonst anrichten — etwa ein Fünftel aller Feldfrüchte zum Opfer fallen. Und dieser Kampf muß mit immer größerer Schärfe geführt werden, je mehr die Zivilisation in die Ordnung der Natur eingreift und das ursprüngliche Gleichgewicht zerstört. Beinahe die Hälfte aller in Amerika lebenden Insektenarten z. B. ist dort erst durch die europäischen Kolonisatoren eingeschleppt worden, und für viele Arten mußten nachträglich noch die natürlichen Feinde eingeführt werden, um so das Gleichgewicht einigermaßen wiederherzustellen.

Eins ist tröstlich: sie sind ja so klein! Wie erst, wenn sie menschliche Größe befäßen, wenn sie als gepanzerte Ritter einherkämen und ihre gewaltigen Kräfte gegen menschliche Künste einsetzten!

Denn im Verhältnis zur Körpergröße sind die Insekten die stärksten Geschöpfe. Eine Küchenschabe von menschlicher Größe müßte imstande sein, einen Wagen mit 8 Tonnen Kohle ohne weiteres emporzuheben; und um es manchen Heuschrecken gleichzutun, müßte der Mensch fast einen halben Kilometer weit springen können!

Es gibt eine Möglichkeit, dieses Märchen schon heute Wirklichkeit werden zu lassen. Eine seltsame Welt von Fabeltieren erschließt sich uns, gefährliche Raaken, dräuende Lindwürmer und starr blickende Basilisken stehen vor uns, eine Flut wilder, phantastischer Erlebnisse stürzt über uns herein — wenn wir die kleinen Kerbtiere in starker photographischer Vergrößerung sehen.

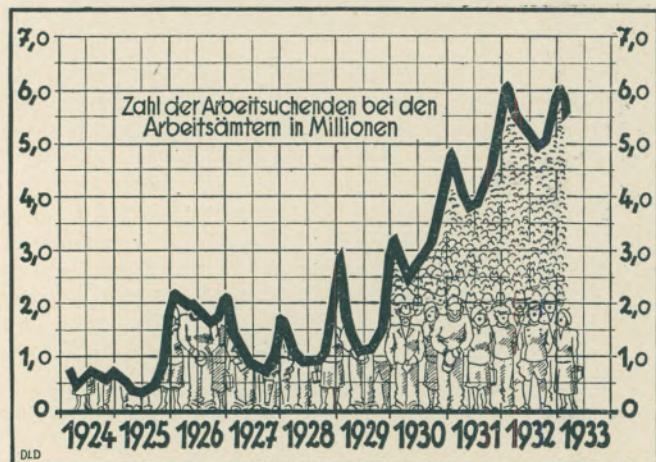
Wird dieses Märchen einst Wirklichkeit werden? Lo.



Kopf einer Rohleule.

Lichtbilder: Scherl.

Das ungeheure Anwachsen der Arbeitslosigkeit in Deutschland während der letzten vierzehn Jahre.



Wie die Not in vierzehn Jahren anwuchs.

Nach einer vorübergehenden Erholung in den Jahren 1927 und 1928, hervorgerufen durch den Zustrom großer Summen Auslandsgelder, die heute die deutsche Wirtschaft mit einer kaum tragbaren Zinslast belasten, stieg die Wirtschaftsnot in den Nachkriegsjahren unaufhörlich. Am deutlichsten zeigt das die Kurve der Arbeitsnot. Seit Anfang 1931 sind durchschnittlich 5—6 Millionen Menschen ohne Arbeit. Das ist ein Viertel der deutschen Erwerbstätigen, wenn man diejenigen dazu zählt, die von der Arbeitslosenstatistik nicht erfasst werden. Das ist das traurige Erbe, das die nationale Regierung antreten mußte. Die Entwicklung im Frühjahr 1933 läßt erwarten, daß in diesem Jahre der Rückgang der Arbeitslosigkeit bedeutend rascher vor sich geht als in früheren Jahren.

Die Arbeitslosigkeit sinkt!



Starke Entlastung des Arbeitsmarktes seit Anfang 1933.

Die Arbeitslosigkeit hat in den letzten Wochen stärker abgenommen als vor Jahresfrist. Frühzeitiger als sonst, im Februar bereits, begann die Zahl der Arbeitslosen, die von den Arbeitsämtern erfasst werden, zu sinken. Das bedeutet einen ersten Lichtblick, einen verheißungsvollen Anfang. Die dunklen Monate liegen hinter uns, in denen das bittere Schicksal des Arbeitslosen, har jeder Hoffnung, völlig ausweglos erschien. Die endgültige Entscheidung ist allerdings noch nicht gefallen. Noch bildet das Elend der Massenarbeitslosigkeit den Krebschaden am Volks- und Wirtschaftskörper. Zur Überwindung dieses Übels wird die nationale Regierung, ihrem Programm getreu, alle Kräfte einsetzen und neuartige Mittel planvoll anwenden.

Arbeitslosigkeit und Gesundheitszustand.

Von Dr. med. et phil. Gerhard Benzmer.

Die Belebung des Wirtschaftslebens, das Absinken der Arbeitslosigkeit und die Entlastung des Arbeitsmarktes lassen bei oberflächlicher Betrachtung leider nur allzu leicht die Vermutung aufkommen, als ob es sich bei der „Ankurbelung der Wirtschaft“ um Gründe genommen um die einfachste Sache der Welt handle. Scheinbar genügt eine starke und entschlossene Hand, um den Motor anspringen zu lassen, und dann geht die weitere Entwicklung ganz von selbst vor sich. Daß die Mitarbeit aller Volksgenossen erste Voraussetzung dafür ist, um die beginnende Belebung des Wirtschaftskörpers zu einem Dauerzustand werden zu lassen, ist noch keineswegs so sehr Allgemeinut geworden, wie es eigentlich sein müßte.

Die nachstehenden Ausführungen unseres geschätzten Mitarbeiters, die einen erschütternden Einblick in die körperliche Entkräftung und seelische Zerrüttung unserer arbeitslosen Volksgenossen und ihrer Familienmitglieder vermitteln, mögen dem einen oder anderen zur Zeit abwegig erscheinen und in die gegenwärtige hoffnungsfrohe Zeit nicht recht hineinpassen. Wir sind anderer Auffassung: Nur wenn jeder von uns heute und morgen und übermorgen keinen Augenblick vergißt, daß noch Millionen deutscher Volksgenossen mit gefesselten arbeitswilligen Händen dastehen, kann die Einsicht der Mitverantwortung aller am gemeinsamen Werk Allgemeinut werden. Wie und an welcher Stelle der einzelne mit Hand anlegen kann, ist allerdings eine Angelegenheit eigenen Nachdenkens.

In einer Zeit, in der es in den Vereinigten Staaten zwölf Millionen, in Deutschland sechs Millionen, in England zwei Millionen und in Italien weit über eine Million Arbeitslose gibt, ist von brennendem Interesse die Frage, inwieweit langdauernde Erwerbslosigkeit den Gesundheitszustand der Betroffenen beeinflusst. So hat man denn auch diesem Gegenstand die mannigfaltigsten Untersuchungen gewidmet; ihre Ergebnisse sind neuerdings von der Hygieneabteilung des Völkerbundes in einer besonderen Denkschrift zusammengefaßt worden, die an Hand eines gewaltigen Zahlenmaterials ein geradezu erschütterndes Bild von den gesundheitlichen Wirkungen der Weltwirtschaftskrise entrollt.

Nach dieser Denkschrift, die sich zum größten Teil auf die Forschungen deutscher Gelehrter, so unter anderen des Professors v. Lyszka, Hamburg, stützt, ist es besonders der völlig unzureichende Ernährungszustand der Arbeitslosen und ihrer Familien, der zu den allerschwersten Bedenken Anlaß

gibt. Er ist — zumal bei den großstädtischen Erwerbslosen — vor allem gekennzeichnet durch den starken Mangel an Eiweiß und Vitaminen; und die Folge ist, daß die Unterernährung vielfach bereits ähnliche katastrophale Formen angenommen hat wie in den schlimmsten Kriegs- und Blockadejahren, so daß v. Lyszka schon geradezu von einer „verschleierte Hungersnot“ spricht. Rapide Gewichtsabnahmen bei den Arbeitslosen sind denn auch durchaus an der Tagesordnung, wie denn überhaupt ihr allgemeines Körpergewicht zumeist beträchtlich unter dem Durchschnitt zu liegen pflegt. Das ist schließlich nicht verwunderlich, wenn man sich vorstellt, daß die Kalorienzufuhr vielfach auf einen Bruchteil des normalen Bedarfs herabgesetzt ist, und es ist bezeichnend, daß viele Arbeitslose diesen Mangel dadurch wegmachen, daß sie viele Stunden des Tages verschlafen. Aber auf die Dauer läßt sich auch hierdurch das Gespenst der Unterernährung nicht bannen, und die Folge ist, daß sich die natürliche Wider-

standskraft des Körpers in verhängnisvoller Weise vermindert. So wird denn auch aus einer ganzen Reihe von Städten mit besonders großer Arbeitslosenziffer ein erschreckendes Anwachsen der Erkrankungen an beginnender und offener Tuberkulose, ferner eine starke Zunahme von Hautkrankheiten und nervösen Störungen bei Kindern Erwerbsloser berichtet. Auch die gefährliche Schädelrachitis oder Kraniotabes der Säuglinge, bei der sich im Schädelknochen leicht eindrückbare, pergamentpapierartige dünne Lücken finden, hat mancherorts durch die immer mehr um sich greifende Arbeitslosigkeit bedrohlich zugenommen; in Gelsenkirchen z. B. nach dem städtischen Gesundheitsbericht von 5,5% im Jahre 1928 auf 25,2% im Jahre 1931! Trotz aller modernen Bekämpfungsmaßnahmen mit Vitaminbehandlung usw. haben auch die übrigen Formen der englischen Krankheit eine Zunahme erfahren; und wie sehr ferner gerade auch die Kleinkinder der Erwerbslosen von dem schleichenden Volksübel der Schwindsucht bedroht werden, mag man daraus ersehen, daß z. B. in einer Stadt wie Stuttgart, in der noch vergleichsweise günstige Verhältnisse herrschen, nach dem amtlichen Gesundheitsbericht die Zahl der Kinder, die wegen beginnender Tuberkulose der Reichsanstalt zur Bekämpfung der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit zugewiesen wurden, in den vergangenen Jahren nahezu eine Verdoppelung erfuhr. Wenn in Deutschland trotz alledem die allgemeine Sterblichkeitsziffer bisher nicht gestiegen ist, so wird das in erster Linie den Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft und der allgemeinen Gesundheitspflege zu verdanken sein.

Bei alledem darf man aber nicht vergessen, daß die Auswirkungen auf den körperlichen Gesundheitszustand ja nur einen Teil der furchtbaren Folgen darstellen, die langdauernde Arbeitslosigkeit nach sich zieht; nicht minder verhängnisvoll sind auch die Einflüsse, die sie auf Seele und Gemüt ausübt. Man stelle sich einmal vor, daß ein Familienvater arbeitslos wird. Wenn seine Kinder noch Erwerbsmöglichkeit haben, so tritt der unnatürliche Zustand ein, daß sie ihn, den noch voll Arbeitsfähigen, mit ernähren; ein bitteres Empfinden für den, dem noch vor kurzem die Verantwortung für das Wohl und Wehe seiner Familie oblag. Die Selbstachtung wird erschüttert, der Empfindlichere mag sich wohl auch in seiner Autorität beeinträchtigt fühlen; und gar zu leicht erfährt in diesem Stadium die Ehe schwere Erschütterung. Von dem Empfinden, zu einem unproduktiven Mitglied der Familie herabgesunken zu sein, bis zum regelrechten Minderwertigkeitsgefühl ist dann nur ein Schritt.

Oder aber der Arbeitslose muß trotz allem Betätigungswillen ohnmächtig und mit den Händen im Schoße zusehen, wie die, die ihm am nächsten stehen, hungern und

darben; und gar zu leicht wächst aus dem Boden dieser Ohnmacht der Trost hervor. Dieser wiederum bildet zusammen mit der allgemein gesteigerten Nervosität und erhöhten Reizbarkeit die Brücke zum Radikalismus; zu einem Radikalismus, der nach dem erzwungenen Nichtstun wenigstens eine irgendwie geartete Betätigungsmöglichkeit verheißt, sei es auch in noch so negativem Sinne und biete sie auch nur die Möglichkeit, einen „Feind“ zu finden, den man hassen, eine Klasse von Menschen anzuklagen, die man für das eigene Mißgeschick verantwortlich machen kann.

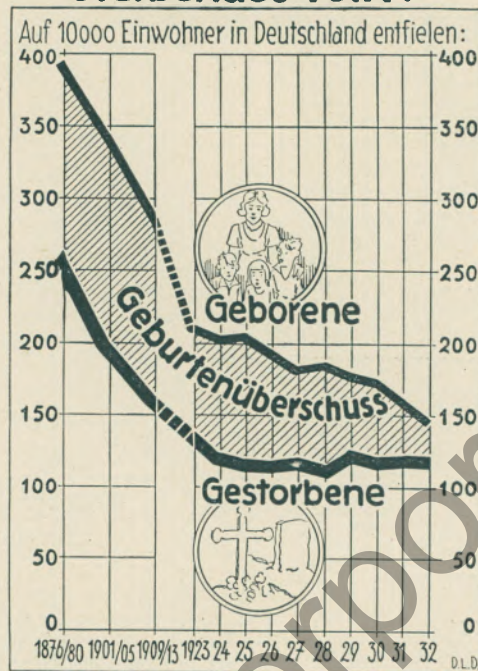
Anderere Erwerbslose wiederum flüchten sich in die Krankheit, und es entsteht dann vielfach das bezeichnende Bild der Arbeitslosen-neurose, in dem Seelisches und Körperliches sich treffen, und bei dem selbst der erfahrenste Arzt bisweilen Mühe hat, zu entscheiden, wo das Nicht-Wollen aufhört und das eigentlich Krankhafte anfängt.

Schon oben wurde erwähnt, daß viele Arbeitslose, zumal wohl solche jugendlichen Alters, einen großen Teil des Tages verschlafen, wohl aus dem gefühlsmäßigen Empfinden heraus, daß dadurch die mangelnde Kalorienzufuhr wenigstens zum Teil ausgeglichen wird. Daß hierdurch, wie überhaupt durch die Losgelöstheit von jeder zwangsmäßigen Tageseinteilung, dem Arbeitslosen der Zeitsinn allmählich verlorengeht, ist nur natürlich. Mit ihm schwinden das Empfinden für Pünktlichkeit, für das Eingespantsein in den Vorgang der Produktion und schließlich das Verantwortungsbewußtsein überhaupt. Seelische und sittliche Verwahrlosung, zumal bei den weniger gefestigten jugendlichen Charakteren, ist die unausbleibliche Folge.

Wenn irgendetwas, so hat die gegenwärtige Arbeitslosigkeit mit ihren verheerenden Einflüssen auf die körperliche und seelische Gesundheit der Menschen das Wort Lügen gestraft, daß Not nützlich sei und daß sie zu Tugend und Glück führe. Wer hungern und frieren muß, wer heute noch nicht weiß, woher er morgen nehmen soll, was zu des Lebens Notdurft und Nahrung gehört, wer die Not seiner Familie, seiner Kinder mit ansehen muß, ohne helfen zu

können: von dem darf man füglich nicht erwarten, daß ihm der Grundgedanke der Sittlichkeit, das Denken an andere, die Rücksicht auf die Mitmenschen im vollen Umfange erhalten bleiben. Das Gegenteil ist der Fall: die Unsicherheit, die aus der Not geboren wird, erzeugt Furcht und diese wiederum Selbstsucht. Die eigene Sicherheit und Auskömmlichkeit, sei sie auch noch so bescheiden, ist der Boden, auf dem die menschlichen Tugenden gedeihen, denn nur, wer nicht ständig von der Sorge um das eigene, zur Familie erweiterte Ich verzehrt wird, findet Zeit, an andere zu denken und sich mit höheren Dingen zu befassen, die nicht unmittelbar der Sorge um Leib und Leben dienen.

Sterbendes Volk?



Kinder allein sind lebendige Zukunft.

Das Bild zeigt die Schicksalskurve des deutschen Volkes. Die Zahl der Geborenen ist unaufhaltsam gesunken. Das Jahr 1931 beispielsweise verzeichnete nicht halb soviel Geburten wie die Zeit um die Jahrhundertwende. Wenn nicht die Sterbeziffer so stark zurückgegangen wäre — und das ist im wesentlichen eine Folge des anormalen Altersaufbaues der gegenwärtigen deutschen Bevölkerung —, hätte Deutschland heute bereits einen Sterbeüberschuss. Wir sind ein Volk ohne Jugend, oder mit zu wenig Jugend. Rückwärts in ein bis zwei Jahrzehnten die dicht besetzten Vorkriegsjahrgänge in höhere Altersstufen vor, steigt naturgemäß die Sterblichkeit. Und die Folge? Wenn die Geburtenziffer nicht wesentlich wächst, gleitet der Bevölkerungsstand ab; wir sterben aus. Dieser Gefahr muß unter Aufbietung aller Kräfte vorgebeugt werden. Der zersetzende Materialismus muß überwunden, neuer, für Kinder Opfer bringender Lebenswille geweckt werden.

Die Volkswirtschaft

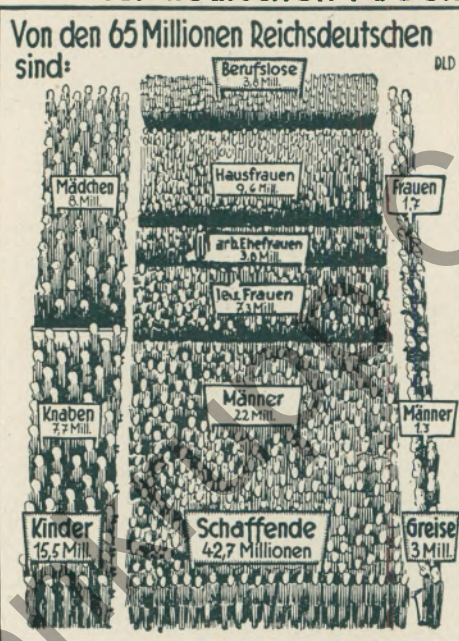
Die Bedeutung der deutschen Stände



Die Bedeutung des deutschen Mittelstandes.

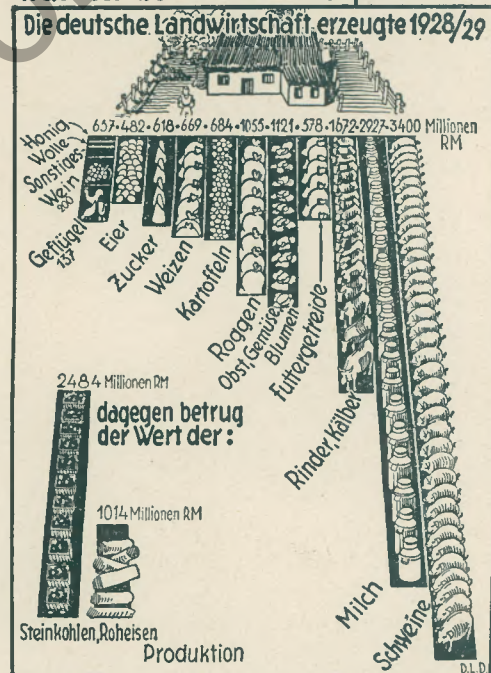
Der Reichskommissar für den deutschen Mittelstand hat umfassende gesetzliche Maßnahmen für den deutschen Mittelstand angekündigt. Ungefähr ein Fünftel des deutschen Volkes gehört dem Mittelstand an, der für die zwei Hauptgruppen, Landwirtschaft und Industrie, deren Anteil am Volke je ein Drittel beträgt, das Bindeglied und damit den dritten unersetzbaren Tragglieder der deutschen Volksgemeinschaft bildet. Diese Mittelstellung wirkt sich auch dadurch aus, daß über die Hälfte des deutschen Volkseinkommens durch die Hände des Mittelstandes geht. Ferner gehen aus dem deutschen Handwerk, das mit rund 3,5 Millionen Beschäftigten das Hauptkontingent des Mittelstandes bildet, zu einem großen Teile die Facharbeiter der deutschen Industrie hervor, durch die deutsche Präzisions- und Wertarbeit in aller Welt berühmt wurden. Der Einzelhandel mit etwa 1,5 Millionen Beschäftigten sorgt in Hunderttausenden von Spezialgeschäften für die Verbreitung der Erzeugnisse von Landwirtschaft, Industrie und Handwerk. Das Gastwirtschaftsgewerbe mit über einer halben Million Beschäftigten sorgt vornehmlich für die Erholung und Geselligkeit des arbeitenden Volkes.

Das Heer der deutschen Arbeit



Das durch Krieg und Inflation verarmte Deutschland muß sich heute durch seine tägliche Arbeit mit der Hand oder mit dem Kopfe ernähren. Nur ein kleiner Bruchteil des erwerbsfähigen Deutschlands ist ohne Beruf. So ist die deutsche Volksgemeinschaft eine wahre Arbeitsgemeinschaft. Jeder Deutsche muß sich dessen voll bewußt werden, daß sein Schicksal eng verbunden ist mit dem des neben ihm für die gleiche Volksgemeinschaft Schaffenden. Das sei der Sinn des Tages der nationalen Arbeit, den deutschen Menschen an diesen Geist deutscher Volksgemeinschaft zu erinnern, den Kampfs willen für das Ganze, das Verantwortungsbewußtsein und die Opferbereitschaft für die Nation zu wecken. Dann muß es gelingen, die Millionen, die heute noch zwangsweise feiern, wieder in die Arbeitsgemeinschaft einzugliedern.

Was der deutsche Bauer produziert



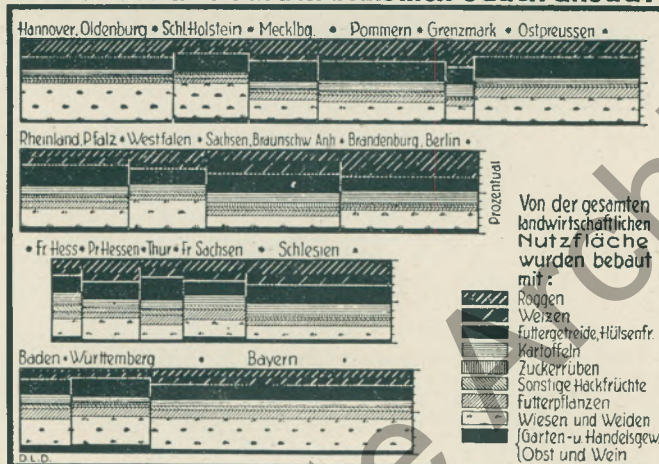
Es ist das Ziel der nationalen Regierung, die deutschen Bauern als Erhalter des deutschen Volkstums in den Stand zu setzen, die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Scholle durchzuführen. Was die deutsche Landwirtschaft erzeugt und das wertmäßige Verhältnis der einzelnen Erzeugnisse zeigt dieses Schaubild, und zwar für die Produktion des Jahres 1928/29. (Spätere Einzelzahlen liegen nicht vor.) In diesem Jahre betrug der Wert der deutschen Agrarproduktion 13,87 Milliarden RM., er schrumpfte bis zum Jahre 1932/33 auf 8,8 Milliarden RM., also um mehr als ein Drittel. Der Menge nach ist aber die deutsche Agrarproduktion in diesem Erntejahre um 5% größer als im Jahre 1928/29. Man sieht daraus, daß die deutschen Bauern trotz aller Preisenkungen und den daraus entstehenden Rentabilitätschwierigkeiten noch immer bestrebt sind, die deutsche Wirtschaft möglichst vom Ausland, soweit es in ihren Kräften steht, unabhängig zu machen.

im Zahlenbild.

Die Verteilung der landwirtschaftlichen Nutzfläche in den einzelnen Bezirken.

In den vergangenen Jahren des Parteikampfes gab man sich alle Mühe, innerhalb der Landwirtschaft gegensätzliche Interessen festzustellen. Dabei spielte die Behauptung eine große Rolle, daß man in Ostpreußen nur Roggen anbaue, im übrigen Deutschland aber eine viel wertvollere Ackerproduktion durchführe. Das ist absolut nicht richtig. Das Bild zeigt die Nutzflächenverteilung auf die wichtigsten Anbaupflanzen für das Jahr 1931. Man sieht andererseits, daß der Anbau von Futterpflanzen sehr unterschiedlich betrieben wird, und es ist anzustreben, daß diejenigen Bezirke, die noch weniger den Futterpflanzenanbau betreiben, diesem gesteigertes Interesse zuwenden, soweit es die Böden erlauben. Die Richtlinien des landwirtschaftlichen Ministeriums geben ja über die notwendigen Verschiebungen in der Verteilung der Anbaufläche hinreichend Auskunft.

Was der Landwirt in den deutschen Gauen anbaut



Die bisherige unzulängliche Siedlungspolitik

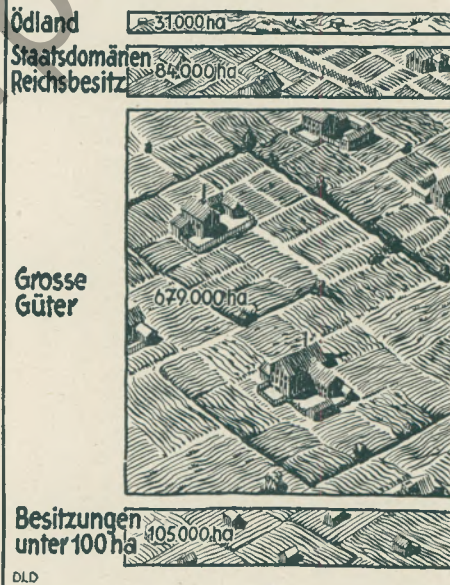


Die Umstellung der Siedlungspolitik.

Der neue Reichskommissar für Siedlungswesen kündigte an, daß auch in der Siedlungspolitik eine vollständige Umstellung erfolgen und die nationale Regierung diesem Gebiete ihre besondere Sorgfalt zuwenden wird. Wie das Bild verdeutlicht, ist noch genug Brachland in Deutschland vorhanden, und erst die Hälfte des Siedlungslandes, das 1919 bereitgestellt wurde, ist bisher besiedelt worden. Vor allem sollen Großgüter in Zukunft nur noch dann umgeschuldet werden, wenn sie hinreichend Siedlungsland zur Verfügung stellen. Wenn das Brachland, das über ganz Deutschland verteilt ist, vom freiwilligen Arbeitsdienst in Ausland umgearbeitet wird, so kann innerhalb Deutschlands eine landwirtschaftliche Nutzfläche dazu gewonnen werden, die der Nutzfläche der Provinz Ostpreußen entspricht. Durch die Aufteilung der großen Güter wird die Umstellung der Landwirtschaft vom Körnerbau auf die Veredelungswirtschaft beschleunigt werden.

Woher stammt das Siedlungsland

Die deutschen Siedlungsgesellschaften erwarben von 1919 bis 1932 899 000 ha Land und davon aus:



Die ländliche Siedlung seit dem Reichsiedlungsgesetz.

Seit Bestehen des Reichsiedlungsgesetzes wurden bisher rund 800 000 ha Land besiedelt. Diese Fläche entspricht ungefähr dem Gebiet der Provinz Oberschlesien oder annähernd zwei Dritteln des Freistaates Sachsen. Von der Gesamtfläche der großen Güter im Gesamtdeutschland, die 1925 bei einer landwirtschaftlichen Nutzfläche über 100 ha 7,7 Millionen ha betrug, macht diese gesamte Fläche der Neusiedlungen fast genau ein Achtel aus. Insgesamt wurden bisher 57 000 Neusiedlerstellen mit etwa 600 000 ha Fläche geschaffen, ferner erhielten 97 000 landwirtschaftliche Betriebe, die bereits bestanden, 144 000 ha Nutzfläche zur Erweiterung ihrer Betriebe. Die übrige Fläche wurde für Bauten, Wege und Entwässerungsanlagen gebraucht. Von den 57 000 Neusiedlerstellen waren 26 000 über 10 ha Gesamtfläche groß, 14 000 2 bis 10 ha und 17 000 unter 2 ha Gesamtfläche.

Vom Lehrling zum „Lehrmeister hervorragender Ingenieure“.

Zur Wiederkehr des Geburtstages von Alfred Trappen am 19. Juni.



Friedrich Harkort und Heinrich Daniel Kamp hatten im Jahre 1819 auf der alten Burg zu Wetter eine „Mechanische Werkstätte“, die erste Maschinenbauanstalt Deutschlands, gegründet. Im Jahre 1827 wurde dem Unternehmen ein Puddelwerk nebst Walzenstraßen angegliedert. Gleichzeitig wurde auch zur Sicherung des Roheisenbedarfs ein Hochofen errichtet. Der Bau des Eisenhüttenwerks wurde von Harkort weniger in dem Gedanken betrieben, die Maschinenfabrik mit Eisen und Stahl beliefern zu können, als in der Absicht, anregend zu wirken, seine Zeitgenossen von ihrem Gleichmut und ihrer Eigenbrötelei zu befreien. „Nicht hat die Natur zum Anregen geschaffen, und nicht zum Ausbeuten“, sagte er von sich, als man ihn darauf aufmerksam machte, auch einmal an sich selbst zu denken. Und so war denn auch das Ergebnis seiner Tätigkeit in Wetter, privatwirtschaftlich gesehen, vollkommen negativ: Mit einigen tausend Talern Schulden trennte er sich im Jahre 1834 von seinem Teilhaber Kamp.

Dieser führte das Unternehmen auf eigene Rechnung weiter. Im Jahre 1837 wurde das Puddel- und Walzwerk — der Hochofen war schon früher zum Erliegen gekommen — abgetrennt und später nach Dortmund verlegt. Das Arbeitsprogramm der Maschinenfabrik blieb in der nächsten Zeit im allgemeinen das gleiche, das die beiden Gründer von Anfang an in Aussicht genommen hatten. Haupterzeugnis blieben nach wie vor Dampfmaschinen, daneben wurden Walzwerke, Wasserkraftmaschinen, Wasserräder, Zylindergebläse, Wasserhaltungs- und Fördermaschinen, hin und wieder auch Maschinen für die Papier- und Textilindustrie und anderes mehr hergestellt. Eine neue Zeit brach aber erst an, als Alfred Trappen die technische Leitung des Werkes übernahm. Dieser hat sich als ausgezeichnete Konstrukteur und erfahrener Fachmann durch seine Schöpfungen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Technik gesichert.

Alfred Trappen wurde in Hörde am 19. Juni 1828 geboren und siedelte von dort mit seinen Eltern nach Elberfeld über, wo er die Realschule besuchte. Sein Lehrer war dort der bekannte Mathematiker und Physiker Peter Nikolaus Kaspar Egen, der unter anderem „Untersuchungen über den Effekt einiger in Rheinland und Westfalen bestehender Wasserwerke“ veröffentlicht hat, ein Werk, das weit über den Rahmen einer Beschreibung und Aufzählung der damaligen Wasserkraftanlagen hinausgeht und heute für die Geschichte der Technik großen Wert besitzt. Eine technische Hochschule zu besuchen, war Trappen ver sagt, da seine Eltern durch geschäftliche Rückschläge ihr ganzes Vermögen verloren hatten. Mit siebzehn Jahren kam Trappen zur Maschinenfabrik Kamp in die Lehre. Die Leitung war mittlerweile in die Hände der beiden Söhne Otto und Hermann Kamp übergegangen, denen sich später ein Verwandter, der Kaufmann Julius Blank aus Elberfeld, zugesellte. Auch Trappen stand zu den Kamps im nahen verwandtschaftlichen Verhältnis. Die Lehrzeit wurde auf sechs Jahre festgesetzt. Die Tätigkeit war anstrengend; sie begann morgens um sechs Uhr und endete um sieben Uhr abends, mit zwei Pausen von je einer halben Stunde und einer einstündigen Mittagspause. Die Ausbildung war so geregelt, daß wöchentlich ein Tag auf die kaufmännische Ausbildung entfiel, ein weiterer Tag auf praktisches Arbeiten an Schraubstock und Drehbank, und die übrigen vier Tage galten der Konstruktionsarbeit im technischen Büro. In seiner knapp bemessenen Freizeit vertiefte sich Trappen in das Studium der technischen Literatur. Als besondere Auszeichnung galt es, wenn er seinen Chef auf Geschäftsreisen begleiten durfte.

Am 1. Mai 1851 war Trappens Lehrzeit zu Ende, und er wurde als Techniker mit 500 Taler Jahresgehalt angestellt. Einige Jahre später wurde Trappen neben dem neu eingetretenen Eisenbahnmaschinenmeister Dahlhaus zum Haupttechniker ernannt und erhielt nach dessen Ausscheiden im Jahre 1867 als alleiniger Direktor die gesamte Leitung des Werkes. Diese Stellung hatte er bis zum Jahre 1890 inne; bis zum Jahre 1904 war er noch Mitglied des Aufsichtsrats und übte eine beratende Tätigkeit aus. Er starb am 28. Mai 1908 auf seinem Ruhsitz in Honnef a. Rh.

Viereinhalb Jahrzehnte hat Trappen seine Kräfte einem Unternehmen gewidmet; davon war er nahezu vier Jahrzehnte maßgebend an den Geschicken des Werkes beteiligt. Er hat die Entwicklung der Dampfmaschine als hochwertige Kraftmaschine stark beeinflusst und sich insbesondere um ihre Verwendbarkeit als Walzenzugmaschine große Verdienste erworben. Frühzeitig schon hat er seine Aufmerksamkeits dem Dampfhammer zugewendet und Anfang der sechziger Jahre eine Sonderbauweise mit schweren gußeisernen Fährungsstäben geschaffen. Desgleichen ging Trappen selbständig auf dem Gebiete der Naddreienwalzwerke vor. In den siebziger und achtziger Jahren, als das Thomasverfahren in Deutschland eingeführt wurde, und auch schon vorher, als in Deutschland Bessemerwerke entstanden, übernahm Trappen die vollständige Ausrüstung von Stahl- und Walzwerken. Unter den Verbesserungen, die er auf diesem Gebiete anbrachte, sei vor allem die heute übliche Form der Konverterhaube hervorgehoben. Auch im Bau von schweren Walzenstraßen, wie Träger- und Schienenwalzwerken, ging er selbständig vor. Aber nicht allein die deutsche Eisenindustrie, sondern auch Österreich und Rußland waren Abnehmer von Hüttenwerkseinrichtungen, die Trappen entwarf und die seine Firma ausführte.

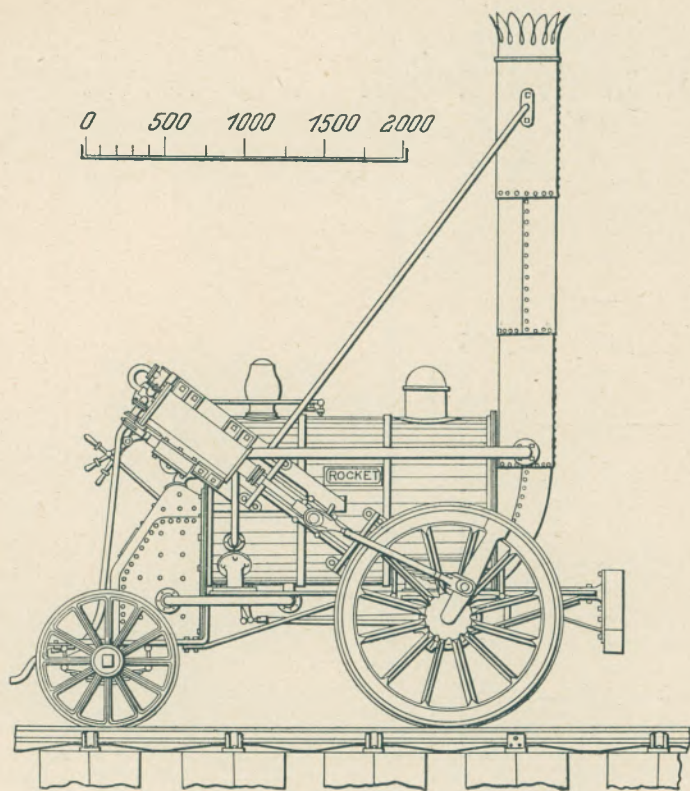
Trappen war ein ausgezeichnete Rechner und Konstrukteur, aber trotzdem bildete sein stark ausgeprägtes technisches Gefühl die Grundlage seines Schaffens. Er war ein echter Sohn der roten Erde, aber hinter der rauhen Schale verbarg sich edles und wertvolles Menschentum. Um Persönlichkeit und die Schöpfernatur Alfred Trappens zu ehren, und die Nachwelt auf die Bedeutung seines Lebenswerkes hinzuweisen, hat der Verein deutscher Ingenieure vor einigen Jahren am Geburtshause Trappens in Hörde eine Gedenktafel anbringen lassen, worin auch zum Ausdruck gebracht wird, daß Trappen durch seine Werke der Lehrmeister vieler hervorragender Ingenieure geworden ist.

Literatur: E. Matzsch: Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau (Berlin 1919); Stahl und Eisen 26 (1906) S. 82/87; Stahl und Eisen 28 (1908) S. 895/96; VDI-Nachrichten 8 (1928) Nr. 24, S. 2.

Es gibt drei Stufen: Die erste — der Heimat den Rücken kehren, den Himmel stürmen wollen, die Welt aus den Angeln heben; die zweite — sich, der Welt gram, der Heimat wieder zuwenden, in ihr alles sehen, sie zum Mittelpunkt alles Lebens machen, die Welt da draußen verachten; die dritte und höchste — mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen, mit der Welt vor Augen die Heimat liebend und bauend durchdringen.

Gorch Fock.

Technische Gedenktage.



Stephensons „Rocket“ aus dem Jahre 1829.
Nach „Engineer“ 1880

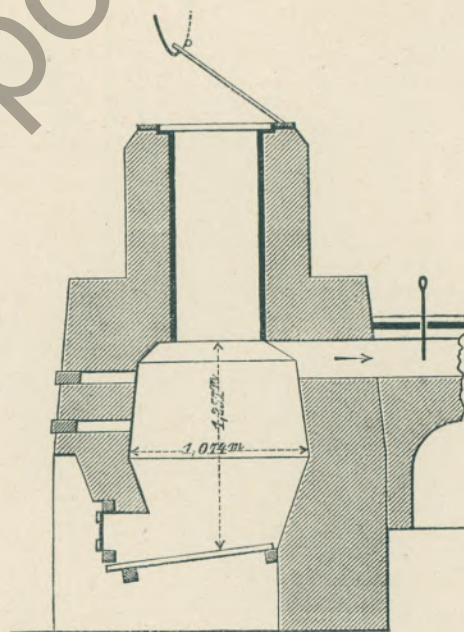
8. 6. 1781 wurde in Wylam-on-Tyne, als Sohn eines Grubenarbeiters, George Stephenson geboren. Eine Schulbildung erhielt er nicht, sondern mußte bereits vom achten Lebensjahre an auf der Grube arbeiten. Mit vierzehn Jahren hatte er es bis zum Hilfsheizer gebracht, und wenige Jahre später wurde er Maschinenwärter an einer Newcomer-Maschine. Später besuchte er Abendschulen, um sich wenigstens in den Elementarfächern auszubilden. Gute Auffassungs- und Beobachtungsgabe sowie ein gutes Gedächtnis halfen ihm sehr bald vorwärts, so daß er mit zweiundzwanzig Jahren bereits erster Ingenieur einer Grubengesellschaft war. In den Jahren 1806 bis 1813 begann Stephenson mit Versuchen, an Stelle der Pferdekraft zur Beförderung der Kohlen Dampfkraft zu verwenden. Nach vielen Mühen gelang ihm im Jahre 1813 die erste „wandernde Maschine“, die im Jahre 1814 ihre Fahrten mit Erfolg aufnehmen konnte. Im nächsten Jahre baute er eine bereits leistungsfähigere, und seine dritte Maschine vom Jahre 1816 hatte sich von den damals bekannten Vorbildern bereits vollständig losgesagt. In den Jahren bis 1825 baute er noch sechzehn Lokomotiven. Als 1821 die Pläne für die Stockton- und Darlington-Eisenbahn feste Gestalt angenommen hatten, wurde Stephenson als leitender Ingenieur verpflichtet. Bald darauf gründete Stephenson mit noch zwei Teilhabern die erste Lokomotivfabrik der Welt, die zunächst für die Stockton- und Darlington-Bahn drei Lokomotiven zu bauen hatte. Der Erfolg dieser Eisenbahn war dank der guten technischen Durchbildung Stephensons von vornherein unbestritten. Bei der Manchester-Liverpool-Eisenbahn, die im Jahre 1829 eröffnet wurde, errang die von Stephenson gebaute Lokomotive „Rocket“ (vgl. nebenstehende Abb.) gegen drei andere Wettbewerber den Sieg als schnellste Lokomotive der damaligen Zeit. Seine Arbeiten wurden nach seinem Tode von seinem Sohn George Robert fortgesetzt.



Modell
des Leuchtturms
in Eddystone
von Smeaton.

Aus: „Newcomen Society“ 1926.

8. 6. 1724 wurde John Smeaton geboren. Anfänglich für die juristische Laufbahn bestimmt, wandte er sich doch der Technik zu und kam zu einem Feinmechaniker, der wissenschaftliche und mathematische Instrumente baute, in die Ausbildung. Eine Reise nach Belgien und Holland im Jahre 1754 benutzte er dazu, um die Wasserstraßen in diesen Ländern zu studieren; nach seiner Rückkehr verwandte er seine dortigen Beobachtungen auf die Verbesserungen der englischen Wasserstraßen. Bekannt wurde Smeaton durch die Erbauung eines Leuchtturmes von Eddystone (vgl. obenstehende Abb.). Weitere große Verdienste hat sich Smeaton durch den Bau von Maschinen aller Art erworben, unter denen nur seine Gebläse genannt werden sollen. Das erste von ihm gebaute Dampfgebläse war nicht direkt wirkend, sondern Smeaton behielt den Spannteich bei und ließ das Wasser, nachdem es seine Kraft an ein Wasserrad abgegeben hatte, durch eine Pumpe wieder in den Spannteich zurückpumpen.



Gaserzeuger von Bischof aus dem Jahre 1840.

Aus: „Die Gasfeuerungen für metallurgische Zwecke“ Leipzig 1891.

4. 6. 1812 wurde in Dürrenberg Carl Bischof geboren. Er studierte Bergbau und Hüttenkunde und war auf dem Hüttenwerk zu Lauchhammer tätig. Mit siebzehn Jahren baute er einen Dampfswagen, der ohne Gleis fuhr und infolgedessen wohl der erste derartige Wagen in Deutschland war. 1843 wurde er als Hüttenmeister nach Magdeburg im Harz berufen und später zum Bergtrat ernannt. 1839 erfand er die Gasfeuerung, indem er Torf in einem Schachtöfen bei natürlichem Luftzug vergaste (vgl. obenstehende Abb.). Er betrieb mit dem so gewonnenen Torfgas einen Schweißofen und verwandte dessen Abhize zur Vortrocknung des Torfes. Auch schlug Bischof bereits vor, der Vergasungsluft Dampf zuzusetzen. Durch die Erfindung der Gasfeuerung und des Gaserzeugers hat Bischof der Hüttenindustrie und der Glasindustrie große Dienste geleistet.

Die Notwendigkeit deutscher Ingenieurarbeit im Auslande.

Das Sommersemester 1933 des Hauses der Technik in Essen wurde durch einen Vortrag von Generaldirektor Dr.-Ing. e. h. Böglers der Hochtief, Essen, über „Deutsche Ingenieurarbeit im Auslande“ eröffnet. Um den Stoff in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit bewältigen zu können, beschränkte Böglers seine Ausführungen auf die Tätigkeit des deutschen Bauingenieurs und Architekten im Ausland auf die Zeit nach dem Kriege.

Kurz einige der größeren, heute noch in der Ausführung begriffenen Arbeiten der deutschen Bauindustrie im Auslande streifend, wie den Brückenbau in Stockholm und den über den Kleinen Belt sowie die Beteiligung am Bau des Albert-Kanals in Belgien, die alle im internationalen Wettbewerb errungen wurden, legte er die Gründe für die Notwendigkeit der ausländischen Betätigung der Bauindustrie dar. Es werden dadurch nicht nur vielen Deutschen Arbeit und Brot verschafft, sondern auch notwendige ausländische Ware bzw. Devisen hereingebracht. Und nicht zuletzt ist diese Betätigung notwendig, um der deutschen Ingenieurtechnik die Fühlung mit der ausländischen zu geben, die sie braucht, um technisch weiter voranzukommen und nicht hinter den anderen großen Kulturnationen zurückzubleiben.

Mit aller Deutlichkeit wandte sich Böglers dann gegen die Ansicht, die großen Bauunternehmen sollten sich ausschließlich auf den Auslandsmarkt beschränken. Das ist nicht möglich, weil die Heimat das Rückgrat auch der großen Baufirmen bleiben muß. Die Verwirklichung einer solchen Forderung würde den Ruin der deutschen hochentwickelten und leistungsfähigen Bauindustrie bedeuten. Es gibt viele ingenieurtechnische Aufgaben und Arbeiten im Inland, welche nur eine leistungsfähige Bauindustrie übernehmen kann.

Leider fand bisher die deutsche Bauindustrie bei den maßgeblichen behördlichen Stellen der Devisenbewirtschaftung im Gegensatz zu anderen deutschen, für den Export arbeitenden Firmen nicht das notwendige Verständnis. Es ist erfreulich, daß Böglers auch dies in aller Klarheit aufrollte. Die Exporttätigkeit der Bauindustrie, und hier besonders des Hoch- und Tiefbaues, ist eine andere wie bei den übrigen Exportfirmen, da die Arbeiten überwiegend an Ort und Stelle im Auslande ausgeführt werden und höchstens bei den Eisenkonstruktionen eine größere Ausfuhr deutscher Wertstattdarbeit in Frage kommt. Aber hier wird etwas anderes ausgeführt, das nicht minder wertvoll ist, nämlich deutsche Geistesarbeit und Konstruktionstätigkeit.

Die Aufträge für Bauten im Auslande bekommen die deutschen Firmen in den meisten Fällen auf Grund ihres den ausländischen Wettbewerb schlagenden Entwurfes. Eine große Zahl von Ingenieuren und Architekten nebst dem notwendigen Hilfspersonal wird dadurch beschäftigt. Bei der Bauausführung findet dann neben der Bauleitung noch ein Stamm deutscher Monteure und Arbeiter Beschäftigung. Dieser geistigen Exportarbeit steht keine Einfuhr von Rohstoffen gegenüber. Ja vielfach hat die Ausführung durch eine deutsche Firma zur Folge, daß oft sehr erhebliche weitere Aufträge für Firmen anderer Industriezweige die Folge sind, welche die oft hohen Baukosten für die eigentlichen Tief- und Hochbauarbeiten noch übertreffen. Das direkte Devisenverhältnis für die großen Baufirmen ist ein sehr günstiges. So brauchte z. B. eine größere deutsche Baufirma im Jahr für 1/2 Mill. RM. Devisen, brachte aber dafür einen Gewinn von nicht weniger als 4 Mill. RM. Devisen herein. Die Baukosten waren natürlich um ein Vielfaches größer, sie

tritt aber aus dem Grunde bei den Devisen nicht in die Erscheinung, da ja damit die Arbeiter und Lieferanten im Ausland zu bezahlen sind. Also zusammengefaßt: Wir können die von der Bauindustrie hereinbrachten Devisen sehr gut gebrauchen, und deren Auslandsarbeit ist aus dem Grunde besonders wertvoll, weil vielfach noch weitere große Aufträge für unsere andere Exportindustrie damit verbunden sind. Es ist zu fordern, daß der Bauindustrie daselbst entgegenkommen von den Devisenstellen gezeigt wird wie den anderen Exportindustrien.

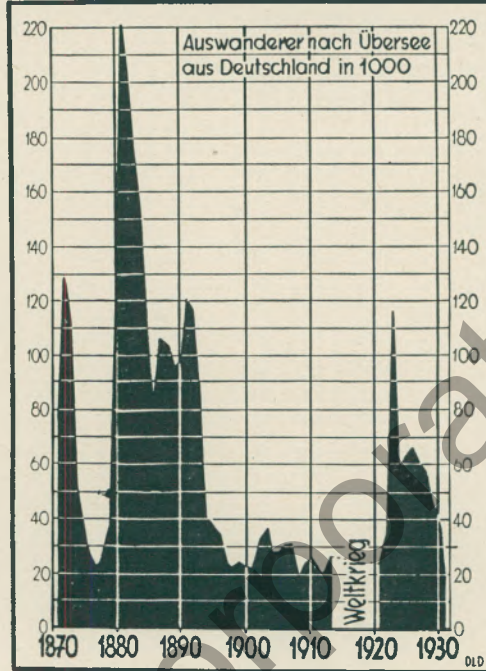
Der Redner erläuterte dann noch, wie man einen Auslandsauftrag erhält, und gab dafür interessante Beispiele. So wurde seinerzeit kurz nach dem Kriege, 1922, nach Holland ein Probeauftrag für eiserne Spundbohlen erteilt, die bis dahin noch unbekannt waren. Der Auftrag fiel zur Zufriedenheit aus, und die Spundbohlen bedachten sich. Die Folge ist, daß heute in großer Zahl deutsche eiserne Spundwände in Holland verwandt werden. Ein anderes Mittel ist der internationale Wettbewerb, wo erfreulicherweise die deutsche Bauindustrie auf Grund ihrer Tüchtigkeit und Erfahrung in der technischen Kalkulation viele Erfolge zu verzeichnen hat. In vielen Fällen geben technische Leistungen den Ausschlag. Der Auftrag fällt trotz schärfster ausländischer Konkurrenz an Deutschland, obwohl das Angebot nicht das billigste ist. Ja, es kommt vor, daß der deutsche Entwurf erst die Möglichkeit zu einer richtigen und sachgemäßen Ausführung des Projektes gibt. Das wesentliche an den ausländischen Wettbewerben ist, daß der anbietenden Firma in der konstruktiven Seite ziemlich freie Hand gelassen ist und sie hier die Möglichkeit hat, ihre technische Erfahrung zu zeigen. Dann können noch Aufträge durch Vermittlung des Reiches hereinkommen. Selbstverständlich ist, daß die deutsche Bauindustrie nicht ohne Gewinn arbeitet. Sie gibt ihre gute Arbeit und verlangt einen entsprechenden, aber nicht übermäßigen Verdienst. Und die Erfahrungen zeigen, daß der ausländische Auftraggeber durchaus für einen Verdienst der deutschen Baufirma Verständnis hat. Auch die schwierige Frage der Währung kann im beiderseitigen Einvernehmen gelöst werden. Der deutsche Unternehmer sollte sich hier auf den Standpunkt stellen, daß er keinen Währungsgewinn machen, aber auch keinen Währungsverlust tragen will. Er hat in seiner Arbeit schon gerade Risiko genug. Es ist ferner auf die sehr guten Richtlinien hinzuweisen, die der Reichsverband industrieller Bauunternehmungen für das Auslandsgehalt herausgegeben hat. Natürlich sind dabei die fast in jedem einzelnen Falle anders liegenden Verhältnisse zu beachten. Wir weisen nur auf die anderen Vorschriften über die soziale Fürsorge hin, auf andere im Auslande zur Verfügung stehende Materialien, auf die dort oft viel billigere Handarbeit und der dadurch bedingten Einwirkung auf die ganze Bauausführung, besonders was Bau-

maschinen anbetrifft. Dazu kommen noch sonstige Eigenarten des betreffenden Landes, die bei guter Kenntnis unter Umständen für die Bauausführung vorteilhaft ausgenutzt werden können.

Zum Schluß wurde eine große Zahl sehr interessanter Bilder gezeigt. Wir nennen Ausführungen der A.-G. für Hoch- und Tiefbau, Essen, beim Bau eines Schlachthofes in Sofia, weitere Brücken in Bulgarien, einer großen Papierfabrik in Finnland, Kanalbauten in Frankreich und Belgien. Bei letzterem waren Einschnitte bis zu 63 Meter Tiefe her-

M. D.

Verstärkung des Bevölkerungsdruckes durch verhinderte Auswanderung



Deutschland braucht Kolonialland.

Im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege wanderten jährlich aus Deutschland allein 25 000 Menschen aus, in den 80er Jahren waren es jährlich weit über 100 000, die hauptsächlich in Nordamerika eine neue Heimat und Brot fanden. Auch in der Nachkriegszeit war bis zum Jahre 1928 die Auswanderung ziemlich bedeutend. Man darf aber nicht vergessen, daß in der Nachkriegszeit auch die Rückwanderung aus den Überseeländern nach Deutschland teilweise noch größer war. Leider erlaubt die Statistik nicht eine Trennung von Rückwanderern und Einreisenden aus Überseestaaten. In gleicher Weise wie in Deutschland ist auch in anderen europäischen Staaten die Auswanderung zum Stehen gekommen, und es wird eine der Aufgaben der Weltwirtschaftskonferenz sein, den Bevölkerungsüberdruck in den europäischen Staaten dadurch auszugleichen, daß wieder Siedlungsland in den Überseestaaten gepachtet wird. Jeder Siedler in Übersee ist ein zukünftiger Verbraucher europäischer Industrieprodukte und gleichzeitig Lieferant von Rohstoffen, die die Industriestaaten brauchen. So bedeutet die Wiederermöglichung von Siedlung, wozu ja in beiden Amerika und in Afrika noch große Ländereien zur Verfügung stehen, die beste Verlebung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Die Wahrheit über Deutschland.

Von Oberstleutnant Graham Seton Hutchison, Britisches Mitglied
der Oberschlesischen Abstimmungskommission 1920/21.
Aus den Blättern des Deutschen Fichte-Bundes.

Es gibt ehrliche Männer in England, deren Selbstachtung noch nicht so weit gesunken ist, daß sie zu bloßen Dienern des Geldgötzen wurden. Diese beginnen mißtrauisch zu werden gegenüber dem Eifer, mit dem ein gewisser Teil der Presse die Lauterkeit seiner Berichterstattung betont. Sie können nicht glauben, daß jenes deutsche Volk, das so Großes auf dem Gebiet des geistigen Lebens, im Schrifttum und in der Tonkunst, geschaffen hat, aus menschlichen Ungeheuern bestehen soll. Denn das ist es, was die britische Presse uns einreden will.

Ich beanspruche ein gewisses Recht, zu meinen Mitmenschen von Deutschland reden zu dürfen. Ich kenne Deutschland aus eigener Anschauung. Ich habe dieses Land schon vor dem Kriege gesehen, auch während des Krieges und in der Nachkriegszeit. Ich war Sekretär des britischen Beauftragten in der bedeutsamsten Kommission von Europa, nämlich der Oberschlesischen. Und nochmals konnte ich Deutschland beobachten in den Jahren 1929 und 1932. Den Aufstieg Adolf Hitlers zur Macht sah ich voraus. Jeder sorgfältige Beobachter des Völkerverhaltens hätte die gleiche Wahrnehmung machen können.

Ich diente von 1914 bis zum Waffenstillstand in Frankreich bei den britischen Fronttruppen. Ich habe mehr vom Kriege gesehen als viele andere. Während des Krieges glaubten wir Männer des Schützengrabens, daß uns Neues widerfahren wäre. Wir hatten ein Hochziel, das im „Unbekannten Soldaten“ seine Verkörperung fand: vergossenes Blut erschien uns wertvoller als ein Bankguthaben. Aber die Welt der Nachkriegszeit hätte die Männer des Schützengrabens fast dazu gebracht, ihr Heldentum zu befeuern.

Nach dem Kriege, als die Politiker nach mehr Blut lechzten und nach unsäglichem Goldtributen jagten, suchte und fand ich meine „Feinde“. Diese hatten sich im Kriege als ebenso ritterliche und gutmütige Menschen gezeigt, wie sie mir früher in der Ruhe des deutschen Heims entgegengetreten waren. Der sächsische Oberstleutnant, der im Jahre 1916 den belagerten Schützengraben bei High Wood hielt, ist mein Blutsbruder geworden; der bayerische Adjutant, der im April 1918 bei Mettern mein Bataillon um ein Haar überwältigt hätte, zählt zu meinen wenigen vertrauten Freunden. Auch der preussische Major, vor dessen Frontabschnitt ich verwundet wurde, als wir in den letzten Angriffen die Hindenburgstellung stürmten, ist mein Freund geworden. Während wir Frontsoldaten, die wir im Kriege Gefährten sahen und Träume träumten, versucht haben, die englisch-deutsche Brüderschaft neu zu knüpfen, hat eine seelenzerstörende, heimtückische, listig ersonnene Lügenhege versucht, die deutsch-englischen Gefühle der

Freundschaft wieder zu zerstören und aufs neue Feindschaft zu stiften. Zu welchem Zweck? Um die Welt für die Moskauer Schreckensherrschaft oder einen neuen Krieg reif zu machen!

Viele können sich noch des Eifers erinnern, mit dem in England zwischen 1914 und dem Waffenstillstandstage die Werbetrommel gerührt wurde. Man behauptete, daß wir nicht gegen das deutsche Volk Krieg führten. Mit der Absicht, die Truppenanwerbung zu fördern, hielt man uns dauernd vor, daß Deutschlands Schuld nicht bei seinem Volke, sondern bei seinen Machthabern läge.

Alles das hat sich jetzt geändert. Niemand kann es ableugnen. Ich möchte jeden anständig denkenden Menschen daran erinnern, daß die Hitler-Bewegung aus dem deutschen Volke heraus entstanden ist. Sie ist Volksstimme. Im Jahre 1923 war sie noch eine kleine Schar. Heute hat sie das ganze deutsche Volk erfasst. Dieselben Werbetrommler aber, die uns, wie schon gesagt, während des Weltkrieges beizubringen versuchten, daß wir nicht gegen das deutsche Volk Krieg führten, suchen uns jetzt in den Krieg gegen eben dieses Volk zu treiben.

Als wir noch im Schützengraben lagen, waren wir fest entschlossen, durch diesen Krieg dem Zeitalter der geheimen Verhandlungen und der zwischenstaatlichen Verschwörungen ein Ende zu bereiten.

Der rachsüchtige Vertrag von Versailles war ein harter Schlag für unsere in den Schützengräben erträumten Hoffnungen. Wir hatten auf ein schöneres Leben gehofft, auf gesteigerte Ausdrucksmöglichkeiten, auf Zusammenarbeit mit unseren Mitmenschen in Handel und Gewerbe. Unter all diesem hatten wir uns etwas anderes vorgestellt als bloße Jagd nach Geld, als Wucher und wirtschaftlichen Kleinkrieg.

In ruhigen Augenblicken tiefen Nachdenkens, Angesicht zu Angesicht mit unserem Schicksal, hatten wir an der Front edle Ziele und hohe Vorstellungen von einem neuen Abendland und von vereinigten Völkern erträumt. Die Entbehrungen, die fast alle infolge

der ungeheuren Arbeitslosigkeit und des großen Elends erfahren mußten, haben diese schönen Träume zerstört.

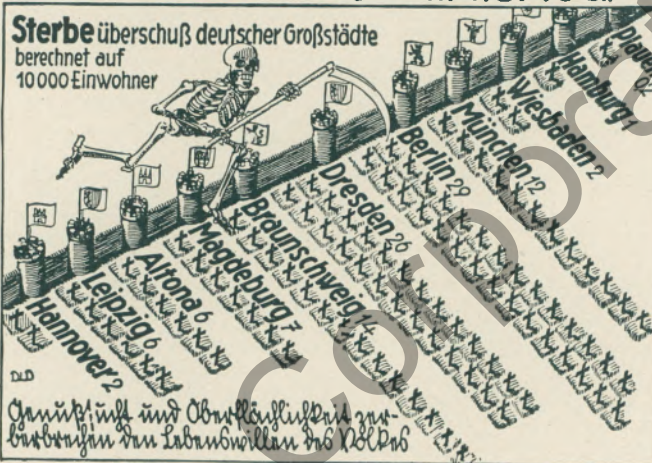
Um dem Blutvergießen ein Ende zu machen, hat Deutschland freiwillig auf sich genommen, was man ihm mit Gewalt der Waffen nicht aufzuzwingen vermochte.

Jeder Soldat weiß, daß an dem Tage des Waffenstillstandes das deutsche Heer nicht besiegt war.

Die Franzosen und ihre Verbündeten waren an der Front nur wenig vorwärts gekommen; sie waren erschöpft, während die deutschen Heere, wie ich in meiner Untersuchung des Weltkrieges („Warrior“, erschienen in London 1932) nachweise, die größte Rückzugschlacht aller Zeiten führten. Die Waffenstillstandsbedingungen sollten auf Wilsons 14 Punkten aufgebaut werden. In der Tat waren alle erschöpft.

Es war immer das Vorrecht des Siegers, Milde gegenüber dem Be-

In deutsche Städte zieht der Tod.



Die Großstadt gefährdet die Zukunft des Volkes.

Nicht weniger als 11 deutsche Großstädte hatten im Jahre 1932 einen Sterbeüberschuß, d. h. die Zahl der Todesfälle war größer als die Zahl der Lebendgeburt. Noch vor 2 Jahren war es nur die Reichshauptstadt, die, unrühmlich genug, auf diesem Wege voranging. Das Abgleiten in so kurzer Zeit ist, das soll gewiß nicht geleugnet werden, zu einem Teil eine Folge der Wirtschaftskrise und ihrer volkzermürbenden Wirkungen. Freilich wäre es, die Not für die alleinige Ursache dieser gefährlichen Entwicklung anzusehen. Die Gründe liegen tiefer. Die Wirtschaftskrise hat lediglich einen Vorgang beschleunigt, der seit langer Zeit bereits in den deutschen Großstädten zu beobachten war. Oberflächlichkeit und Venußsucht haben zu gewollter Geburtenbeschränkung geführt. Die „Geisteshaltung des Asphalt“ unterhöhlt die natürlichen Lebensgrundlagen. In wenigen Jahrzehnten ist man in den Großstädten von dem Drei- und Zwei- auf das Einkindersystem und schließlich sogar auf das Keinkindersystem übergegangen — eine Entwicklung, die in den Abgrund führen muß.

siegten zu zeigen — wenigstens betrachtete man das als die Ritterlichkeit des Waffenhandwerks. Wir Männer des Schützengrabens sind in den Überlieferungen von Waterloo aufgewachsen. Wir trugen die Verantwortung für die Ausbildung der Millionen Menschen, die unter den gleichen glorreichen Fahnen des letzten Krieges fielen. Unsere sogenannten Wortführer haben die hohen Ziele entehrt, für die wir kämpften. Diese Leute können uns schwerlich schelten, wenn wir uns angesichts dessen, was jetzt in Europa vorgeht, mit Abscheu von ihnen wenden. Man könnte vielleicht annehmen, unser Heldentum sei unangebracht gewesen. In der Tat, unser Geschlecht braucht nicht gerade stolz darauf zu sein, an einem Kriege teilgenommen zu haben, der unser Leben, unsere ganze Gesittung an den Rand des Verderbens brachte. Immerhin ist die kleinliche Behandlung der Kriegsteilnehmer so lärmelhaft, daß man fast schließen könnte, solche Hochgedanken, wie wir sie im Schützengraben hatten, seien der heutigen Welt widerwärtig.

Was diese Hochgedanken auch immer für das britische Volk bedeuten mögen, für Deutschland haben sie zu einer Wiedergeburt des völkischen und staatlichen Lebens geführt. Eine Welt, die noch Wert auf die hohen Güter der Gesittung und der Ordnung legt, hätte allen Grund, sich über diese Erneuerung zu freuen.

Der Versailler Vertrag hat die Bedingungen gebrochen, unter denen Deutschland die Waffen niederlegte. Gleichwohl ist es jetzt Brauch geworden, Deutschland zu schmähen, weil es versucht, die kargen Rechte zu behaupten, die ihm durch die Unterschrift der Verbündeten gewährleistet wurden.

Noch gibt es ehrliche Männer in England. Das britische Volk hat sich bei dem Vorfriedensabkommen für Billigkeit und Recht eingesetzt. Es gibt hier Leute, die nicht dulden wollen, daß man die Wahrheit mit Füßen tritt. Diese Männer verlangen Erfüllung der feierlichen Versprechungen, die dem deutschen Volke durch Wilsons Botschaft gemacht wurden.

Die Hintermänner der Deutschenhege werden jetzt versuchen, mich mundtot zu machen. Ich kenne den alten Dreh. Sie werden sagen: „Der arme Kerl hat im Kriege eins abbekommen!“ Mit halb verächtlicher, halb freundlicher Miene werden sie versuchen, das Bekanntwerden der Wahrheit zu verhindern. Aber bei mir ist keine Erübung des Verstandes durch Kriegsnachwirkungen zu verspüren. Ich habe den eisernen Willen, die Wahrheit auszusprechen und die Marktschreier, die Verführer, die politischen Kuppler bloßzustellen. Ich habe den Willen, alle bloßzustellen, die aus wahrheitsliebenden Menschen Sklaven und Knechte machen wollen.

Ich liebe meine deutschen Freunde um ihrer Schwäche willen so gut wie wegen ihrer Stärke. Ich liebe sie nicht zum geringsten Teile, weil ich ihre Wunden lindern konnte. Ich liebe Deutschland, weil es die Kraft in sich entdeckt hat, aus der heraus die Wunden der Welt geheilt werden können.

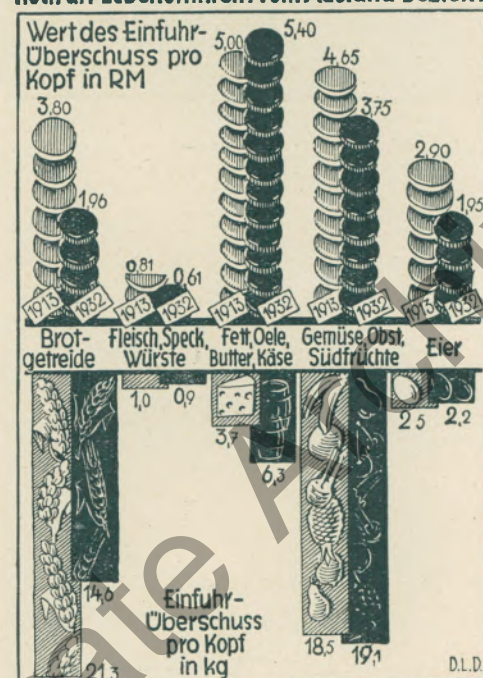
Die Auslandsschwaben und die Heimat.

Von Dr. Ludwig Finkh, Gaienhofen.
Aus „Der Auslandsdeutsche“.

Vor zehn Jahren ging ich zu den Schwaben ins Banat und in die Batschka, nach Ungarn, Rumänien und Südslawien. Ich war der erste Deutsche seit dem Krieg, der ihnen vorlas und sagte, wir seien Boten, ausgesandt von uns selber, die Deutschen draußen zu sammeln und zu trösten. Denn es ging uns damals hundeschlecht. Da kam ich in die großen sauberen Schwabendorfer mit den breiten Straßen, auf denen fast ihr ganzes Heimatdorf von der Alb Platz gehabt hätte, und sprach mit ihnen, die ich nicht kannte, wie wenn ich gestern mit ihnen gewandert und einmal in der gleichen Wiege gelegen hätte. Seither habe ich manche wieder bei mir gesehen, denn wir haben sie heimgezogen. Zehntausende von Briefen wechselten wir. Und wenn ich einmal Zeit habe, werde ich das Große Buch der Auslandsschwaben schreiben, in dem alles von ihnen steht, was sie selber noch nicht wissen, von den Schwaben in der Pusta, an der Donau und Theiß, von dem Moorboden, den sie fruchtbar machten, von den Schwaben an der Wolga und im Kaukasus, denen es heute so schlimm geht, weil es ihnen so gut ging. So gut, daß es nicht sein durfte, weil sie reich und blühend geworden waren. Und von den Schwaben in Brasilien, in Blumenau, in Neu-Württemberg, und von denen in Mittel- und Nordamerika, in den Staaten, in Ann Arbor und Detroit und Chicago. Und von den Schwaben in Palästina, den Templern, die jetzt so große Orangen ziehen und heimschicken, und von den anderen in Argentinien, in Missiones und am Parana. Aber das gibt so ein dickes Buch, und ausschreiben kann man es nie, weil immer neue dazukommen, diese ewigen Erzwanderer, denen es nicht wohl ist, wenn sie nicht die halbe Erde gesehen und fruchtbar gemacht haben.

Da schrieb mir einmal einer aus Helena Montana: ob ich mich noch seiner erinnere? Er sei Lehrling in meines Vaters Apotheke gewesen zu Keutlingen und habe mich fast noch auf dem Arm getragen. Er sei jetzt Großvater und Dr. honoris causa in Amerika und habe seine große Apotheke in Helena verkauft. Und ob ich mich erinnerte! Emil, der Emil Starz! Was? — den hat es nach Montana verschlagen! Aber er hat es weiter gebracht als ich, ich sitze noch immer am Bodensee und bin bloß Doktor und fahre in der Welt herum. Aber zu dem muß ich noch einmal und sehen, wie er aussieht!

Was der Deutsche trotz Wirtschaftsnot immer noch an Lebensmitteln vom Ausland bezieht



Was verbraucht der Deutsche an Lebensmitteln aus dem Ausland?

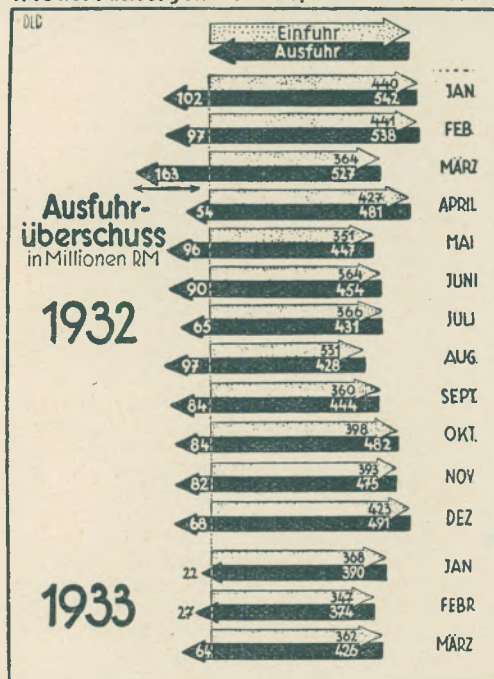
Für das Jahr 1932 ergab sich, daß von 100 RM., die der Deutsche für Lebensmittel ausgibt, noch etwa 10 RM. ins Ausland gehen. Den größten Anteil an dieser Summe hat die Einfuhr von pflanzlichen Ölen und Fetten, Butter und Käse. Durch die Maßnahmen der nationalen Regierung wurde hier eine Änderung eingeleitet. Der zweitgrößte Posten ist die Einfuhr von Frischgemüse, Obst und Südfrüchten. Auch hier führen wir, wie bei den Fetten, trotz der Wirtschaftsnot noch immer mehr ein, als im letzten Vorkriegsjahre. Stark zurückgegangen ist nur die Einfuhr von Brotgetreide, die im laufenden Jahre, falls die Ernte nicht schlecht ausfallen wird, nur noch unbedeutend sein dürfte. Jeder Deutsche hat die Pflicht, den Verbrauch von aus dem Ausland bezogenen Lebensmitteln nach Möglichkeit einzuschränken, weil die deutsche Volkswirtschaft nur dann in der Lage sein wird, den ungeheuren Zahlungsverpflichtungen für die Auslandsschulden nachzukommen.

Und einer kam einmal aus Australien her und wollte durchaus eine schwäbische Frau holen und mitnehmen und ging auf die Freite und hat's wahrhaftig so gemacht! Er hat jetzt drei schwäbische Australierkinder. Denn das tut not: daß man draußen eine deutsche Frau bekommt, womöglich eine schwäbische, damit die Muttersprache erhalten bleibt und das deutsche Wesen, daß man auch miteinander singen kann: „Auf em Wase grafet Hase“, und daß dort draußen im fremden Erdbteil ein Stück Deutschland aufblüht. Das gibt dann eine ganze Insel, man singt sein Silberlied und liest deutsche Bücher und Zeitschriften und wird ein deutscher Brückenkopf. Und wenn sie uns hundertmal unsere Kolonien genommen haben, wir schaffen sie wieder, und eines Tages stehen sie da, ohne daß sie es wissen, wie. Denn den Geist können sie uns nicht verbieten, der fliegt mit unsichtbarem Flugzeug über alle ihre Grenzen und hat ein Stück Schiller an Bord und einen Felsen Mörike und einen Triller Mozart und einen Brocken vom Kirchturm von Kirchheim und vom Münster von Ulm!

Aber eins rate ich euch: schickt nicht nur Boten hinaus zu den Auslandsschwaben, sondern auch Botinnen, Frauen, die im Notfall gleich draußen bleiben können und Urahnungen werden — Schwabenmädle braucht der Schwabe! Denn sie sind handfest und verständig und haben etwas gelernt und können etwas.

Da spielt einer auf einer Mundharmonika, die hat der Hohner gemacht in Trossingen, und so gründet er gleich in Paramaribo auf Surinam eine Mundharmonikamusik, denn er ist Lehrer dort, und da blasen sie jetzt miteinander „Rosenstock, Holderblüt“. Und ein anderer hat Uhren auf Lager aus Schwemningen und Schramberg, und mancher Schwemninger und Schramberger ist schon bei ihm gewesen in Santiago und hat ihm sein Schwarzwälderisch aufgefrischt. Denn die Vorpostenschwaben ziehen ihre Verwandtschaft nach sich, einen ganzen Schwanz, und es ist auch heute

Wieder Ansteigen des Ausfuhr Überschusses?



Erhöhtes Außenhandelsvolumen im März 1933.

Während im vorigen Jahre vom Februar zum März ein Rückgang der deutschen Ausfuhr von 538 auf 527 Millionen RM. bei stark rückgängiger Einfuhr festgestellt wurde, hat sich in diesem Jahre vom Februar zum März die Ausfuhr von 374 Millionen RM. auf 426 Millionen RM. erhöht und die Einfuhr von 347 auf 362 Millionen erhöht. Die Bewegung ist also genau umgekehrt und deutet auch diese Entwicklung darauf hin, daß die deutsche Wirtschaft gute Aussichten zu einem Konjunkturaufschwung hat. Es zeigt sich, daß die deutsche Wirtschaft einen erhöhten Einfuhrbedarf hat, so an Baumwolle, Ölfrüchten und Ölsaaten, daß sie entgegen aller Voraussage andererseits in erhöhtem Umfange ihre Fertigerzeugnisse im Auslande absetzen kann. Gesteigert wurde vor allem die Ausfuhr von nichtelektrischen Maschinen, Walzwerkzeugen und Textilfertigwaren. Der Ausfuhrüberschuß stieg wieder auf 64 Millionen und war damit höher als im April letzten Jahres.

niemandem zu raten, so aufs Geratewohl hinauszuziehen, auszuwandern ins Blaue, wie man es früher machte, da die Erde noch Platz hatte für ein zweites und drittes Schwabenland, sondern man muß sich auf sicherem Boden ansiedeln, in feste Verhältnisse hinein, will man nicht zum Völkerräuber werden.

Ich habe Schwaben von Bessarabien getroffen und von der Dobrudscha, aus den blühenden Dörfern, die sie aus dem Sumpf gehoben hatten; die hatten das Wunder des Erhaltenswerdens fertiggebracht: sie waren wie in Holzstücken geboren. So zah und unausrottbar sind die Schwaben. Bloß daß sie in größeren Verhältnissen zu denken gewohnt worden waren. Denn draußen in der Steppe oder im Urwald hat es noch Raum. Und wo es keinen hat, schafft sich der Schwabe Raum. Es ist noch gar nicht so bekannt, daß einmal ein Schwabe, Jakob Friedrich Schöllkopf, ein Gerber aus Kirchheim unter Teck, nach Amerika ging. Was kann so ein kleiner schwäbischer Gerbersbub mit den paar Groschen vom Vater in Amerika anfangen? 1844 gründete er zu Buffalo ein Ledergeschäft; dann kaufte er Gerbereien und baute Mühlen. 1877 kaufte er schon den hydraulischen Kanal, der durch das Städtchen Niagara floß, und dann errichtete er ein Elektrizitätswerk am Niagara-Fall und schließlich 1881 die Niagara-Werke, die jetzt halb Amerika mit Elektrizität — eine Million Pferdestärken — versorgen. So sind die Schöllkopf aus Kirchheim — denn er hatte viele Nachkommen — die Inhaber der Niagara-Werke und Segenstifter in Amerika geworden. Aber auch zu Hause stiften diese Auslandsschwaben wieder Segen; es gibt Krankenhäuser, die ihnen ihr Dasein verdanken, Universitäten, Buchereien, und bei mir in unserem Dorf hängen zwanzig Nistkästen auf den Bäumen, die einer von ihnen stiftete: daß die Vögel bei uns singen und brüten können. Und sooft die Umseln, Singen und Meisen fliegen, denkt man an den Mann in Amerika. Denn der Schwabe, so klein er aufgewachsen ist in seinem Nest, hat das Zeug zur Organisation in sich, er will immer ins Große und Weite — so wie der Kepler an die Sterne, der Friedrich List an die Eisenbahnen, der

Robert Mayer an die Kraft im Weltall langte —, und sie waren doch nur aus Weilderstadt, Reutlingen und Heilbronn. Diese drei haben für die ganze Welt geschafft wie für ihre Heimat, wo sie jetzt — im Leben der Welt — in Erz und Stein auf ihren Postamenten stehen, alle drei — Auslandschwaben! Draußen haben sie ihre Gesehe und ihre Werke erkannt. Und wenn es nach mir ginge, so würde eine Wallfahrt der Auslandschwaben zu ihren Denkmälern anfangen; denn man kann sich Trost und Kraft aus ihren Schicksalen holen. Solche Leute kommen immer wieder bei uns auf die Welt, und wenn einer auch nur Bosch heißt, oder Daimler, Benz und Lanz — es sind einfache Namen, kein Mensch sah's ihnen an, da sie geboren wurden, daß sie nachher auf dem ganzen Erdbreis geläufig wurden. Sie haben alle der Heimat draußen Ehre gemacht, und wir wissen, daß ihr friedliches Werk für uns soviel bedeutete wie eine gewonnene Schlacht, und daß wir ihre Freunde und Brüder sind.

Denn noch größer als alles ist das Wunder des Stammes tums bei den Schwaben: die Treue. Sie haben ihre Kräfte gemessen draußen an denen der umgebenden Völker, ob es Slawen, Balachen oder Indianer waren, und sie fühlen sich noch als Schwaben, wo sie auch sind, und bleiben stolz darauf: teurer als alles auf der Welt ist die Heimat treue.

Wir aber daheim, wir haben das erkannt in Krieg und Not, in Schmach und Leiden, daß wir eins sind mit euch und eines Geblütes, und daß wir stark sind durch euch und ihr durch uns — und nun wollen wir die Arme weit aufmachen für unsere Brüder: nehmt Platz bei uns im Reich, im Schwabenland! Auch bei uns ist and der Wetter geworden — seid wieder unser: ihr gehört zu uns kraft eures Blutes und eurer Abstammung, von der braunen Scholle am Neckar, an der Donau, im Schwarzwald und auf der Alb. Wir Schwaben drinnen und draußen sind einer Mutter Kinder: unserer Schwabenheimat!

Das Rennen der großen Segler.

Vom Londoner Mitarbeiter der Hamburger Nachrichten.

Aus der Blohm-und-Boss-Werftzeitung.

Die große alljährliche Regatta der Getreidesegelschiffe von Australien nach England, das „Windjammerrennen“, wie es der englische Volksmund nennt, ist dieses Jahr von dem deutschen Viermaster „Privall“ aus Hamburg gewonnen worden. Die Viermaster „Privall“, 3105 Bruttoregistertonnen, ist von uns 1920 für die Reederei J. Jacifz erbaut worden, wovon leider keine der deutschen Zeitungen Notiz genommen hat.

Auch die am Schlusse erwähnten Schwesterschiffe der „Privall“, die Segelschiffe „Pamir“ und „Passat“ — alle drei führten im Rennen die deutsche Flagge — sind aus unserer Werft hervorgegangen.

Wieder war England in Erwartung der „tall ships“ — der hochgewachsenen Schiffe — wie der Seemann die großen Segler nennt, von denen kaum mehr zwei Duzend die Weltmeere befahren. Achtzehn nahmen in diesem Jahr an dem großen Rennen um die kürzeste Fahrzeit von Australien nach England mit Kornfracht teil. Bis in die Mitte der Regierung der Königin Victoria zurück geht die Tradition dieses jährlichen Wettrennens der großen Segler, das die Seemannschaft aller Länder mehr interessiert als alle Rekorde von ölbrennenden Dampfern oder motorengetriebenen Fahrzeugen. Nicht weit von 15 000 Seemeilen entfernt ist die Rennstrecke, und wohl über drei Monate werden die Renner gebrauchen, um den Weg von Wallaroo, Port Victoria, Port Augusta, Port Broughton oder einem der anderen Getreidehäfen am Spencer Golf in Südastralien bis nach England zurückzulegen. Nach Falmouth geht im allgemeinen die Reise, dort laufen die Schiffe an, um Instruktionen einzuholen über die Häfen, in denen sie ihre Ladung löschen sollen. Nicht zu gleicher Zeit, sondern so wie sie ihre Ladung erhalten, segeln die Schiffe von Australien ab, deshalb ist nicht der der Sieger, der zuerst ankommt, sondern der,

der die kürzeste Fahrzeit aufweisen kann.

Die ersten Schiffe, der finnische Viermaster „Archibald Russell“ und der schwedische Viermaster „Abraham Rydberg“ segelten zusammen bereits am 9. Januar von Wallaroo ab, neun Tage später folgten ihnen die siegreiche Hamburger Viermaster „Privall“ und die unter finnischer Flagge segelnde „Herzogin Cecilie“. Die Mehrzahl der übrigen — ihre Namen sind „L'Abenir“, „Penang“, „Favell“, „Mozart“, „Olivebank“, „Biking“, „Pommern“, „E. B. Pederson“, „Grace Hartway“, „Kiloran“, „Passat“, „Ponape“, „Pamir“ und „Lawhill“ — waren erst mehrere Wochen später gefolgt. Obgleich eine ganze Reihe dieser Schiffe auf britischen Werften gebaut sind,

segelte kein einziges von ihnen unter englischer Flagge.

Die Mehrzahl gehört dem finnischen Kapitän und Reeder Gustav Ericson, der in der Nachkriegszeit, meist für billiges Geld, in England, Deutschland und Dänemark insgesamt 15 große Hochseesegler aufkaufte, von denen sich zur Zeit zehn unter der von Australien nach England wettsegelnden Weizenflotte befinden. Auch das frühere deutsche Schulschiff „Herzogin Cecilie“ gehört heute Ericson. Drei Schiffe in dem Rennen führten die deutsche Flagge; es sind die Schiffe „Privall“, „Passat“ und „Pamir“.

*

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Professor Dr. D. Hauschild, Hamburg.

Das umgehängte Mäntelchen.

In allen Kreisen, wo Bildung und feinere Gesittung herrschen, ist man gewohnt, unangenehme Dinge in rücksichtsvoller Weise auszudrücken, das Schamgefühl zu schonen, glimpflich über die Fehler der Mitmenschen zu reden, wenn auch nicht zu denken, kurz, Dinge, die man nicht mit ihrem wahren Namen nennen könnte, ohne zu verletzen, in verhüllender Form zu sagen, der Sache ein Mäntelchen umzuhängen. Das ist eine Kunst, die gelernt sein will, eine Sprache, die man sich aneignen muß, um nicht überall anzustoßen. Nur ein Grobian wird einer jungen Mutter sagen, ihr Kind habe ein kränkliches Aussehen; der Gesittete wird es zart nennen. Wenn jemand zuviel Fett ansetzt, so wird sich nur einer, der ihm nähersteht, erlauben dürfen, ihm zu sagen, er fange an, dick zu werden. Alle andern werden dafür, wenn sie es überhaupt erwähnen, das mildende Wort stark gebrauchen. Sie sind sich sehr wohl bewußt, daß stark dabei nichts mit Muskeln und Knochenbau zu tun hat, wie es eigentlich sollte, sondern daß in Wahrheit nur Fett und Verfettung dahinterstecken. Auch der so Bezeichnete weiß das im Grunde, und dennoch tut ihm das bemäntelnde Wort wohl. In stillschweigendem Übereinkommen legen wir solchen Wörtern eine Bedeutung bei, die sie von Hause aus nicht haben. Nur schade, daß sie sich rasch verbrauchen und dann ihren Zweck nicht mehr erfüllen, wie ein vielgetragener Mantel schließlich fadenscheinig und durchsichtig wird.

Von allen Berufen hat der Geschäftsmann besonderen Grund, sich den ganzen Wortschatz dieser Glimpswörter, wie sie Jakob Grimm, der Vater der deutschen Sprachwissenschaft, nannte, anzueignen. Er muß die leiblichen Unvollkommenheiten seiner Kunden, besonders der Kundinnen, schonend zu bezeichnen verstehen; er muß etwaige Mängel seiner Waren zu beschönigen wissen. Und man muß oft die natürliche Erfindungsgeabe, die dabei zutage tritt, bewundern. Auf einem Ausfluge sagte meine Frau zur Wirtin, an dem Braten sei wohl alte Butter gewesen. „Die Butter ist nicht alt, sie ist nur etwas streng“, erwiderte sie. Und dabei war alt schon eine wohlwollende Verhüllung für das böse Wort ranzig. Das müßte ein jämmerlicher Kaufmann sein, dem gegen Mängelrügen die Worte fehlten und der nicht auch den fehschafftesten Ladenhüter den Kunden in einem freundlicheren Lichte erscheinen lassen könnte. Wie geschickt werden alte und gebrauchte Sachen und Gegenstände angeboten! „Getragene Herrengarderobe sucht schleunigst N. N.“ Schmunkelnd liest man: „Auch in gespielten Instrumenten habe ich eine ständige große Auswahl vorrätig.“ Unter allen Umständen muß das Wort „alt“ oder „gebraucht“, das dem „verbraucht“ zu nahe steht, vermieden werden.

Sprachliche Ungenauigkeiten spielen auf diesem Gebiete keine Rolle, und Fremdwörter sind hier wegen ihres für die meisten verschwommenen und unklaren Inhalts besonders beliebt. Es ist z. B. für den Geschäftsmann eine heikle Aufgabe, in unserer Zeit der schlanken Linie etwas für schon rundlich und füllig („mollig“) gewordene Damen anzupreisen. „Auch starke Damen finden bei uns etwas Passendes.“ Aber „stark“ fängt in diesem Sinne schon an, allzu durchsichtig zu werden. Wie hilft man sich? Mit kleinen sprachlichen Mogeleyen. „Reichhaltiges Lager für komplette Frauen und Mädchen.“ Aber komplett heißt doch „vollständig!“ Macht nichts; man weiß schon, was gemeint ist. Nun hat man die vollschlanke Dame erfunden. Zwar widersprechen sich die beiden Teile des Wortes erheblich, aber die rundliche kleine Frau findet es „reizend“, mag der Mann auch darüber lachen.

Für alle Dinge, bei denen das Schamgefühl in Frage kommt, wie bei den naturnotwendigen Verrichtungen des menschlichen Leibes und den Orten, wo sie sich vollziehen, ferner für alles Unangenehme des Lebens, besonders für die mancherlei Mängel und Krankheiten körperlicher und geistiger Art, endlich für das Sterben gibt es in allen Kultursprachen unzählige mildernde und beschönigende Ausdrücke. Da sie sich rasch verbrauchen, müssen sie durch immer neue ersetzt werden. Nirgends sieht man so deutlich, wie die Sprachen beständig im Fluß sind und sich verändern. Wir müssen uns auf wenige Beispiele beschränken.

Um den Zweck der Verhüllung zu erreichen, verwendet die Sprache oft einen Nebenumstand statt des eigentlichen Begriffs. Es kommt ihr dabei auf einen Denkfehler nicht an. Gebären ist ein uraltes, allen germanischen Sprachen gemeinsames Wort. Es bedeutet eigentlich nur „tragen“ und hängt mit Bahre, Tragbahre zusammen (vgl. engl. to bear). Aber das Gebären ist doch der Abschluß des Tragens! Denkrichtiger ist das Wort, das wir auch verhüllend dafür gebrauchen: entbunden werden, da es einen gleichzeitigen Nebenumstand dafür verwendet. Über die Schwangerschaft haben wir allen Anlaß, uns zartfühlend auszudrücken: sie ist „in andern Umständen“, sie ist „guter Hoffnung“, „erwartet (ein

Kind)“; neuerdings hat man das hübsche Wort „die Hoffezeit“ dafür gebildet. Aber selbst dem Volke, das sonst kein Blatt vor den Mund nimmt, gilt dieser Zustand für auch in Worten schonungsbedürftig. Man hört in den Mundarten: sie ist nicht mehr allein, sie läßt taufen usw.

Das Streben nach immer neuen Verhüllungen ist auch die Ursache vieler Bedeutungsveränderungen. Wir nehmen als Beispiel das Kranksein, das ja zu den Unannehmlichkeiten des Lebens gehört. Im Mittelalter sagte man dafür allgemein siech, ein Wort, von dem die Hauptwörter Seuche und Sucht abgeleitet sind. In einigen mehr volkstümlichen Wörtern hat sich dies alte Wort für „Krankheit“ erhalten: Schwindsucht, Fallsucht. Sonst hat Sucht die ganz allgemeine Bedeutung eines üblen Hanges zu etwas angenommen. Seuche gebrauchen wir nur noch von ansteckenden, sich weit verbreitenden, zeitweise auftretenden Krankheiten, wie Maul- und Klauenseuche. Als siech bezeichnen wir jetzt einen Menschen, der an einer lange sich hinziehenden, den ganzen Körper schwächenden Krankheit leidet, und Siechenhaus statt Krankenhaus wird wohl nur noch in Süddeutschland gesagt.

Als Ersatz für „siech“ trat krank ein, das im Mittelalter nur „kraftlos, schwach“ bedeutet. Man empfand allmählich siech als zu hart und deutlich und setzte statt des wirklichen Begriffs eine Nebenerscheinung, die Schwäche. Lange Zeit erfüllte das Wort seinen verhüllenden Zweck. Aber nun sucht man nach neuen Milderungen. Man nennt den Kranken leidend; der Arzt nimmt ein Fremdwort: Patient. Es ist grausam, einem zu sagen, er habe die Schwindsucht, milder schon, er habe ein Lungenleiden, noch mehr gemildert, ein Brustleiden, und wenn man gar das Leiden Phtise nennt, was die meisten nicht verstehen, so erreicht man noch mehr, daß der Kranke sich nicht unnötig ängstigt. Aber freilich ist dies nur ein Verstecken der Wahrheit.

Bei allen Völkern ist von alters her die Scheu verbreitet, den Namen Gottes in Beteuerungen auszusprechen. Das mosaische Gebot „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen“ übernahmen die Christen. Andererseits ist auch wieder der Wunsch vorhanden, bei Beteuerungen, die sich dann zu Flüchen entwickeln, die höchste Macht als Zeugen herbeizurufen. So half man sich in naiver Weise damit, daß man den Namen Gottes und Christi durch Veränderung einiger Buchstaben verbergte. Poß Bliß ist ebenso aus Gottes Bliß (zu ergänzen: soll mich treffen) entstanden wie französisch morbleu, parbleu aus mort de Dieu, par Dieu oder unser sapperlot, sackerlot aus sacré nom de Dieu. Das heilige Sakrament wird in der Volkssprache bald zu sakra! bald zu sapperment umgemodelt. Die schlimmsten Entstellungen muß sich der Name Jesus gefallen lassen: O Je, o Jemine, o Jerum, im Oberdeutschen: Jessas! o Jegerl usw.

Auf die größte Zahl von Decknamen hat es jedoch der Teufel gebracht. Wer den Teufel an die Wand malt oder nennt, den hat er schon am Kragen. Wenn man ihn aber doch nennen mußte, so schlug man zum Selbstschutz ein Kreuz oder sprach die Worte: „Gott sei bei uns!“ Es ist nun einer der tollsten Vorkämpfer der Sprache, daß sie diese Schutzworte zur Benennung des Teufels selbst werden ließ. Man setzte auch ein Eigenschaftswort hinzu: Der leibhaftige Gottseibeius, und schließlich wurde schon „der leibhaftige“ allein verstanden. Auch der Böse, der Versucher, der Widersacher, der Schwarze, der Fürst der Hölle wird er genannt, bei Luther „der böse Feind“. Eine alte Bezeichnung ist auch dieser und jener, z. B.: „Da soll doch gleich dieser und jener hineinfahren!“ Auch hinter der Verwünschung „hol's der Rußack (der Geier)!“ steckt gewiß der Name des Teufels. Bismarck durchsichtig ist er in dem süddeutschen Leuzel oder Leizel, in dem norddeutschen Deuker (Deiker), auch Deutschker, Deutsching usw.

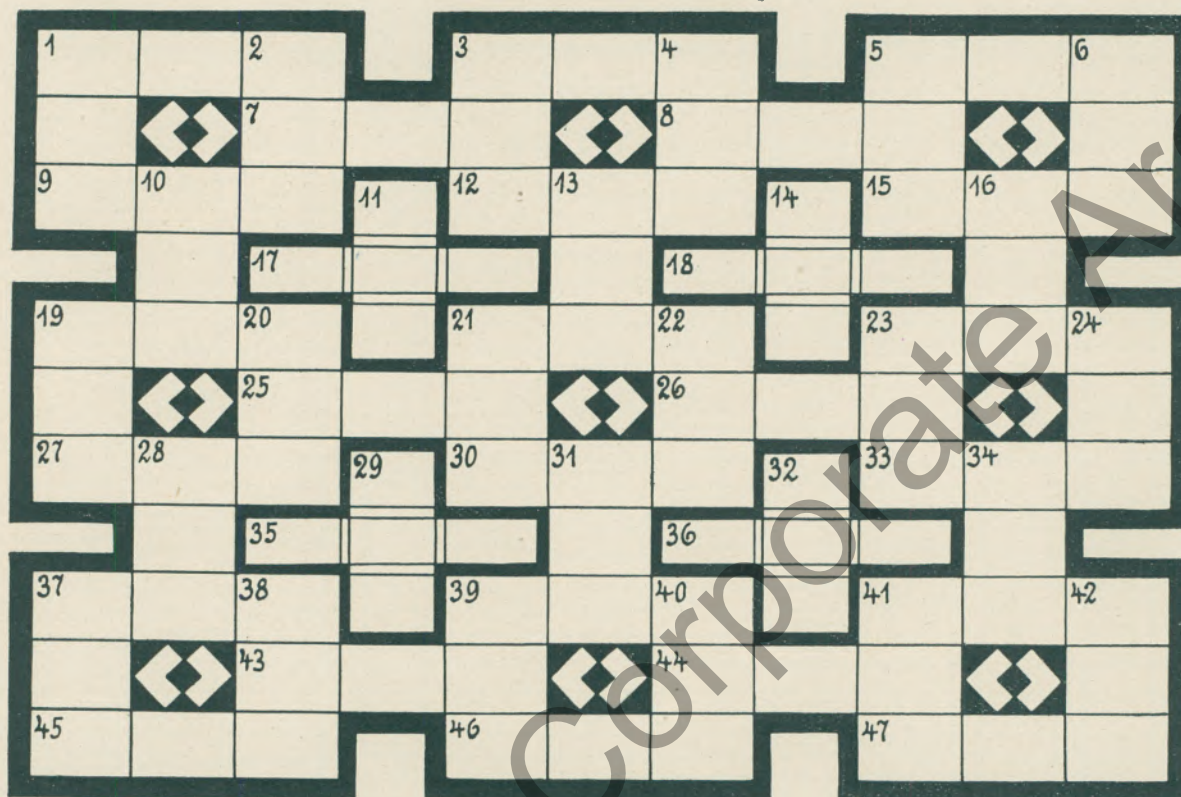
Meister in der Erfindung verhüllender Ausdrücke sind von jeher die Franzosen gewesen. Das berühmteste Beispiel ist das corriger la fortune (dem Glück ein bißchen nachhelfen) des Galspielers Riccaut de la Marlinière in Lessings „Minna von Barnhelm“.

Groß ist die Heuchelei, die auf politischem Gebiete hinter solchen Ausdrücken versteckt wird. Die Besetzung von Gebieten wehrloser Völker nennen die Franzosen Sanktionen, als ob sie ein geheiligtes Anrecht darauf hätten. Die Japaner nannten ihren Einfall in chinesisches Gebiet Pazifizierung, auf deutsch Befriedung. Schon Julius Cäsar führte bei der Unterwerfung der gallischen Stämme beständig das Wort pacificari im Munde. Das Wort annektieren (annexer) bedeutet eigentlich nur „anknüpfen“, weiter nichts. Die Franzosen gebrauchten es zuerst 1860 in dem verkäppelten Sinne, als sie sich Savoyen „eingerleibten“. „Es ist nur ein Übergang“, sprach der Hahn zum Regenwurm.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe.
Goethe.

Der Nussknocker

Silbenkreuzworträtsel.
Von Rektor a. D. R. Henze.



a) Waagerecht: 1. Freistaat nördlich von Polen. 3. Weibliche Gestalt aus der „Gledermaus“. 5. Schwarzkirche. 7. Tabakprodukt. 8. Mündungsbusen der Garonne. 9. Große Eidechse. 12. Durch Geburt zusammengehöriges Volk. 15. Griechische Quellgöttin. 17. Dickhäuter. 18. Wacholder Schnaps. 19. Geschütz. 21. Vorbild. 23. Das Gelobte Land. 25. Hauptstadt der Türkei. 26. Griechische Halbinsel. 27. Geliebter der Hero. 30. Wechsel auf auswärtige Handelsplätze (Mehrzahl). 33. Südfrucht. 35. Sonnengott. 36. Heldengedicht, dem Homer zugeschrieben. 37. Ratsherr. 39. Feuerkugel, Sternschnuppe. 41. Stöckwerk. 43. Spanische Weinstube. 44. Nordspanische Provinz. 45. Brantwein-schenke. 46. Randbeet. 47. Liebesapfel (Nachtschattengewächs).

b) Senkrecht: 1. Wasserjungfer. 2. Bitterwurz (Alpenblume). 3. Kampfplatz. 4. Einheit des römischen Fußvolks. 5. Oberitalienische Stadt und Provinz. 6. Heiligenerzählung. 10. Vogeldünger. 11. Klage-lied. 13. Worterguß. 14. Hoher Offizier. 16. Griechische Festung und Provinz. 19. Kleines Gotteshaus. 20. Kirchenliederdichter. 21. Erlass des türkischen Sultans. 22. Milde Gabe. 23. Heiligtum der Moham-medaner. 24. Teil des Rundfunks. 28. Italienische Stadt und Provinz am Adriatischen Meere. 29. Mäusenberg in Böotien. 31. Besuch. 32. Ältester Name von Troja. 34. Fluß in der Herzegowina. 37. Kleiner Zeitabschnitt. 38. Touristenstation am Gardasee. 39. Hauptstadt der Landschaft Megaris. 40. Amtstracht (Mehrzahl). 41. Muse der Liebes-dichtung. 42. Erstes Hauptstück.

Rösselsprung-Königszug.

	in		seid	ihr	ten	frucht		sche	
schloß	ten	stäb	und	bee	wenn	in	mei	frau	brü
ihr	schen	in	ei	nig	sche	deut	ref	band	deut
dorf	fern	treu	ten	ref	den	ne	gar	der	te
	ihr	v.	wel	auf	stö	vor	ben	hö	
schmit	che	un	ak	reich	mann	wird	neu	te	alt
fer	land	ten	kecs	ger	der	das	und	mer	nim

Silbenzusammenstellrätsel.

a - bein - bing - burg - che - ci - da - da - da - de - der - der - di - di - dra - e - e - ei - el - falz - fen - fet - gee - gel - go - ho - i - irr - kan - kraut - kus - la - la - log - mas - naum - ne - or - ri - rie - sa - sal - san - sinn - statt - ste - ta - ta - tal - tan - te - ten - ti - ti - tus - um - un - un - wahl - wan - wo.

Vorstehende 61 Silben sind zu 25 Wörtern zusammenzustellen! Die ersten und vierten Buchstaben dieser Wörter, beide von oben nach unten gelesen, sollen ein ostfriesisches Sprichwort ergeben.

Bedeutung der Wörter:

1. Fluß und Stadt in Rußland. 2. Großes Musikinstrument. 3. Neben-fluß der Weser. 4. Türkischer Ehrentitel. 5. Mittelitalienische Landschaft. 6. Fabeltier. 7. Staat der USA. 8. Hauptstadt von Chile. 9. Römischer Historiker. 10. Geisteskrankheit. 11. Brettspiel. 12. Kohlenwagen an Lokomotive. 13. Stadt am Antilibanon. 14. Stadt in Westpreußen. 15. Stadt an der Elbe. 16. Seltenes Element. 17. Norddeutscher Fluß. 18. Schädliche Pflanzen. 19. Buchbinderwerkzeug. 20. Stadt in Ar-menien. 21. Geschützteil. 22. Oper von Vorking. 23. Stadt an der Saale. 24. Fakultätsvorsteher. 25. Schlachtenort bei Liegnitz.

Buchstabeneinschrätsel.

1		R	O	S	S		L
2		E	N	D		N	T
3		L		I	L	A	S
4		P	R	A		H	E
5		A	B	A	K		K
6		E	L		S	A	R
7		P	R	O		T	E
8		R	E	S	D		N
9		O	U	L	A		E
10		L	M		N	A	U
11		I	L		U	N	G
12		N	E		G	I	E
13		W	I	N	G		R
14		R	K	U		S	K

In jedes freie Feld ist ein Buchstabe zu setzen, so daß in jeder waagerechten Reihe ein sinnvolles Wort entsteht.

Die eingesezten Buchstaben, der Reihe nach zusammengestellt, sollen einen Ausspruch von Young ergeben.

*

Geheimschriftsrätsel: Der Rat des Sokrates.

ΛΗΚΗ ΚΑΙ ΝΕΚΡΟΙ ΑΡΧΗΝΤΑΙ;
 ΑΡΧΗΝΤΑΙ ΔΕ ΚΑΙ ΝΕΚΡΟΙ ΑΡΧΗΝΤΑΙ;
 ΑΡΧΗΝΤΑΙ ΚΑΙ ΝΕΚΡΟΙ ΑΡΧΗΝΤΑΙ.
 ΑΡΧΗΝΤΑΙ.

Schlüssel: 1. ΛΗΛΙΑΡΓ - Nordisches Königreich
 2. ΚΑΛΛΙΓΡ - Stadt an der Leine 3. ΑΡΧΗΝΤΑΙ - Stadt an der Elbe
 4. ΔΕΛΦΙΝΑΡΓ - Stadt am Main 5. ΑΡΧΗΝΤΑΙ - Höchster Berg Sachsens

*

Silbenversrätsel.

ber - ber - de - de - feln - feln - fen - fen - ge - ge - gen - gen -
 gna - gra - grä - grei - fla - läh - las - las - men - men - pfei - pla
 schla - sen - sen - ta - teu - ü - ü - ver - ver - vor - zwei.

Vorstehende Silben ergeben, richtig aneinandergereiht, die Schlußwörter in den Zeilen des folgenden Gedichtes, in dem sich immer die ersten und dritten und die zweiten und vierten Silben reimen. — Jeder Strich entspricht einer Silbe.

Zur Beherzigung.

Ist auch das Leben eitel Last und —
 Und wünschst du's wütend oft zu allen —;
 Es kommen sicher wieder bessere —,
 Nur nicht — — —!

Will uns des Alltags Einerlei auch —,
 Ist uns sein ödes Gleichmaß herzlich —;
 Wozu den Kopf zerbrechen und sich — —?
 Das geht — — —!

Bist du von allen Menschen auch — —,
 Siehst du auch nirgends Hilfe oder — —,
 Wenn dich die Sorgen nicht mehr schlafen — —,
 Dann denk: „Nun — —!“

Man soll nicht unnütz jammern oder — —,
 Man muß zum einzig richt'gen Mittel — —,
 Man muß dem Schicksal feck ein Schnippchen — —
 Und darauf — —!

*

Lösungen aus dem Maiheft.

Kreuzworträtsel „Die Kakteenzucht“.

Waagerecht: 1. Nero. 4. Feme. 7. Arno. 10. Ehre. 11. Arena. 12. Lehe. 14. Lein. 16. Jdol. 18. Jflo. 20. SOS. 22. Memme. 24. Seth. 26. Art. 27. Jsis. 29. Eid. 31. Emma. 33. Ena. 34. Idee. 35. Ries. 36. Man.

Senkrecht: 1. Nil. 2. Reh. 3. Oheim. 4. Fell. 5. Mai. 6. Ernst. 7. Anis. 8. Rad. 9. Oblate. 13. Ehe. 15. Gofin. 17. Ohr. 19. Lei. 21. Oheim. 22. Meer. 23. Mäme. 25. Esau. 26. Aden. 28. See. 30. Jda. 32. Aft.

*

Rösselsprung-Königszug.

Wechselnd geht unter Leid und Freuden
 Nicht mitsühnd der schnelle Zug.
 Jeder suche zum Kranze bescheiden,
 Was von Blumen er finden mag.
 Jugend verblühet,
 Freude entfliehet:

Lebe! Halte! Doch lauf nicht nach.

E. M. Arndt.

*

Magisches Quadrat.

1. Ural. 2. Rose. 3. Asra. 4. Bear.

*

Geographisches Formenrätsel.

Landsberg, Eder, Mulde, Frankfurt, Heilbronn, Detmold, Brandenburg, Mannheim.

An der Geduld erkennt man den Mann.

*

Verwandlungsrätsel.

Dosis - Cent - Haube - Rolle - Pudel - Salome - Lehne - Hummer -
 Masse - Gaun - Schmelz - Rausch = Schopenhauer.

*

Einsilbig.

Leicht, Licht.

*

Wer entdeckt neue Schönheiten im norddeutschen Landschaftsbild?

Geld- und Bücherpreise winken

den Teilnehmern am

Lichtbildwettbewerb „Der schöne Teutoburger Wald“.

Offen für alle Besucher des Teutoburger Wald-Erholungsheimes.

Bedingungen kostenlos durch die Verwaltung des Heims oder die Schriftleitung der Zeitschrift „Das Wert“.

Büchermarkt

„Arbeitsgestaltung im Büro.“ Von Wolfgang Prelinger. C. C. Poeschel, Verlag, Stuttgart 1932. Preis geb. 14,50 RM., brosch. 12 RM.
Der Verfasser untersucht in diesem reich mit Abbildungen, Skizzen und Vordrucken ausgestatteten Buch die Technik der Büroarbeit und gibt für ihre zweckmäßige Gestaltung Richtlinien, die sowohl für den wertvoll sind, der sich nur gelegentlich mit diesen Fragen beschäftigt, als auch für den Sachmann, der ständig auf diesem Gebiete tätig ist.

Nach einleitenden Bemerkungen über die allgemeine Aufgabe der Büroorganisation werden die vier Grundelemente aller Büroarbeiten eingehend behandelt: das Schreiben, das Ordnen, das Rechnen und die Zusammenarbeit. Was zu diesen Grundelementen nach dem heutigen Stand von Praxis und Wissenschaft zu sagen ist, ist gut und bei aller Beschränkung auf das Wesentliche ziemlich erschöpfend dargestellt. Der Verfasser legt eine Fülle von Gesichtspunkten und Erfahrungen nieder, welche die auf diesem Gebiet durchgeführten Arbeiten der letzten Jahre gebracht haben.

Daß man die Darstellung einiger neuerer Hilfsmittel und Verfahren (wie der Schuppen-, Endlos- und Umdruckvordrucke und -vordrucksätze usw.) vermisst, ist eine Lücke, die sich aber bei der lebhaften Entwicklung der Bürotechnik wohl nicht ganz vermeiden ließ.

So nützlich und vollständig der Hauptabschnitt des Buches über die Elemente der Büroarbeit ist, so problematisch ist ein letzter kürzerer Abschnitt über die Untersuchung der Büroarbeit. Der Verfasser versucht in ähnlicher Weise wie bei den Refas-Methoden durch Arbeitsanalysen und Zeitmessungen Unterlagen für die zweckmäßige Arbeitsgestaltung zu gewinnen. In der Praxis hat sich jedoch herausgestellt, daß auf diesem Wege eine genaue Erfassung der kaufmännischen Büroarbeit bei dem gegenwärtigen Stand der Verwaltungstechnik nicht möglich ist. Voraussetzung für die organisatorische Erfassung und Regelung der Büroarbeit bis in derartige Einzelheiten hinein ist, daß bei den betreffenden Arbeiten wenigstens annähernd eine fahrplanmäßige und fließende Abwicklung erreichbar ist. Das wird jedoch heute selbst bei den größten Verwaltungen mit ihrer weitgehenden Arbeitsspezialisierung nur in verhältnismäßig seltenen Ausnahmefällen möglich sein. Wenn man zu vergleichbaren Kennziffern über Büroarbeit kommen will, ist es fruchtbarer, in ähnlicher Weise wie beim Rechnungswesen von der Gesamtheit aller im Büro zu erledigenden Arbeiten auszugehen und diese einerseits nach Arbeitsabläufen und andererseits nach Abteilungen zu untersuchen. Nur die Untersuchung der innerhalb einer Abteilung zu leistenden Einzelarbeiten und ihre Inbeziehungsetzung zur Arbeitsmenge führt zu praktisch einigermaßen brauchbaren Kennziffern. Erst wenn die Einteilung der gesamten büromäßig zu erledigenden Arbeiten einer Unternehmung untersucht und in Arbeitsablauf- und Einzelarbeitsplänen dargestellt ist, kann an die Vereinfachung und Neugestaltung der Elemente des Schreibens, Ordners und Rechnens herangegangen werden. Hierfür bringt dann das Prelinger'sche Buch eine Fülle von Anregungen und eine auch für die Praxis recht brauchbare Darstellung der vorhandenen Hilfsmittel und Büromaschinen sowie der einschlägigen Vordruck- und Gerätenormen.

„Der Vordruck.“ Von Wallace Clark. Anleitung zum Entwurf und zur zeit-, geld- und kraftsparenden Verwendung im Betrieb. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1932.

Mit dieser von J. M. Witte und Rud. Lellek bearbeiteten deutschen Ausgabe der amerikanischen Schrift liegt eine erste zusammenfassende und übersichtliche Behandlung des Vordruckwesens vor. Die vom Aus-

schuß für wirtschaftliche Verwaltung beim Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit herausgegebenen Richtlinien über das „Formblatt“ oder „Vordruckwesen“ sind, soweit erforderlich, berücksichtigt.

In einem grundsätzlichen Teil werden die Gesichtspunkte untersucht, die beim Entwurf und bei der Herstellung von Vordrucken zu berücksichtigen sind. Ausgehend von der Tatsache, daß es in fast jedem Betrieb und Büro unnötige Vordrucke gibt, wird gefordert, alle Vordrucke ständig auf den zu erreichenden Zweck zu untersuchen. Die nicht seltenen Klagen über „Bürokratismus“ und „Überorganisation“ ließen sich in den meisten Fällen auf den Bestand unnötiger Vordrucke zurückführen. Das wirkungsvollste Verfahren zur Ausmerzung unnötiger Vordrucke sei stets eine genaue Untersuchung des Arbeitsablaufes, wobei möglichst viel Arbeitsgänge auszuschalten sind. Erst wenn der Arbeitsablauf festliegt, können die notwendigen Vordrucke entworfen werden.

Zu bedauern ist, daß die Laufpläne von den deutschen Bearbeitern nicht in die heute allgemein übliche Regendarstellung entsprechend den von der Gesellschaft für Organisation vorgeschlagenen Richtlinien umgezeichnet worden sind.

Im Anschluß an den grundsätzlichen Teil werden Lagervordrucke, Vordrucke für Instandhaltung und Reparatur, Auftragsvordrucke, Kalkulationsvordrucke und Einkaufsvordrucke an Hand von Beispielen erläutert und die Gesichtspunkte dargestellt, die beim Entwurf dieser Vordrucke zu berücksichtigen sind. Leider ist in den Abbildungen der oberste Grundsatz aller Vordruckbearbeitung, nämlich Einhaltung der Formatnormen und Vordrucknormen, nicht berücksichtigt, auch vermisst man einen Hinweis auf die neuere Entwicklung der Vordrucktechnik, insbesondere auf die Möglichkeiten, die Vordruckkombinationen unter Verwendung des Durchschieß- und Umdruckverfahrens bieten. Die Abhandlung schließt mit einer Reihe von praktischen Vorschlägen für die Vordruckbeschaffung und Lagerung sowie die Einrichtung von Vordruckstellen, um den Vordruck als Werkstoff des kaufmännischen Bürobetriebes den jeweiligen Erfordernissen möglichst vollkommen anzupassen.

Peßold.

Das Wunderbuch. Von Otto Johansen und Adolf Groß. Mit 6 Einhaltsbildern von Karl

Mahr. Leipzig: E. Matthes, G. m. b. H. (206 S.) 8°. 2,75 RM., geb. 3,75 RM.

Die Jagd nach dem Wunderbuche, dem Feuerwerksbuch eines mittelalterlichen Büchsenmeisters, das wertvolle Aufzeichnungen über Glockenguß, Kanonen- und Kugelgießerei, Pulverbereitung, Glasmacherei, Edelmetallscheidung und sogar über die Goldmacherei enthält, und die von Süddeutschland nach Norden zur stolzen Hansestadt Lübeck, zum Harz, nach Italien und endlich wieder zur Heimat geht, bildet den äußeren Rahmen dieses Buches. Aber der tiefere Sinn dieser Erzählung ist das Bestreben, bei der Jugend Verständnis und Interesse für die Geschichte der Technik zu erregen und zu fördern. Deshalb sehen wir die beiden jugendlichen Helden als Geschützgießer, als Artilleristen, als Salpeterminerker, als Glasmacher und Bergleute auf den verschiedenen Haltepunkten ihrer abenteuerlichen Fahrt beschäftigt. Die treffenden Milieuschilderungen, die dem Leser die mittelalterlichen Betriebe lebendig vor Augen führen, sind ein prächtiges Anschauungsmaterial, denn der Leser erhält ganz zwanglos eine hübsche Bilderfolge aus den verschiedenen Betrieben alter technischer Betätigung. Für die geschichtliche Treue der technischen Darstellungen bürgt der erste genannte Verfasser, dessen Name durch seine Forscherarbeiten auf dem Gebiete der Geschichte des Eisens einen guten Klang hat. H. Dickmann.

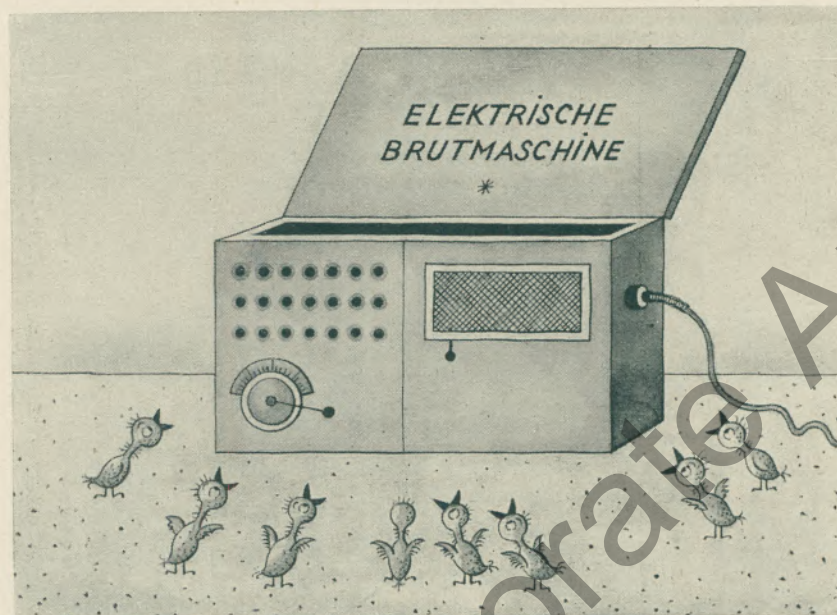


Zeichnung von E. Damaake.

Der Bücherrevisor.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat eingefangenen Spottvögel



Mutterarme
breiten sich aus.

Zeichnung
von Hans Sinogli.

„Haben Sie Tomaten aus Sparau?“
„Wie? aus Sparau?“
„War irgendwo empfohlen: Sparautomaten.“

(Frankfurter Illustrierte.)

Östliche Regeln.

Japanische Regeln für Motorradfahrer, von einem Japaner ins Deutsche übertragen:

Erhebt ein Wächter des Gesetzes die Hand, so halte freundlich lächelnd. Läuft dir ein Gänger des Fußes über den Weg, so hüpe erst melodisch, dann lauter, dann lasse Worte der Warnung deinem Mund entströmen. Fahre um den schlafenden Hund herum, der mitten im Wege liegt. Fahre langsam auf schlammigem und schlüpfrigem Pfad, denn dort sitzt der Rutschdämon und will dir übel.

Siehst du ein schönes Mädchen am Wege, das dir wohlwollend zulächelt, so tritt auf die Bremse des Fußes und setze die himmlische Schöne mit zahlreichen Komplimenten in den Wagen des Bei.

(Kölnische Illustrierte.)

Frischen wird von seinem Vater wegen eines Vergehens bestraft. Als er seine Keile weg hat, stellt er sich vor seinen Vater hin und sagt: „Das ist doch geradezu unglaublich, daß in diesen Zeiten ein Deutscher den anderen verhaut!“

(Die Wochenschau.)

Der berühmte Statistiker hatte einen Einbrecher erwischt. Da er ein Hüne war, zitterte der schwächliche Langfinger wie Espenlaub. Der Statistiker aber legte ihm väterlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Junger Freund, ich rate Ihnen gut — wählen Sie einen andern Beruf. Werden Sie, was Sie wollen — Akrobat, Generaldirektor, Chauffeur, Eintänzer, was Sie wollen —, aber hängen Sie dieses Gewerbe an den Nagel. Es ist nämlich statistisch erwiesen, daß die Beute bei einem Einbruch durchschnittlich nur 1,23 Mark wert ist!“

(Berliner Illustrierte.)

Eines Nachts klingelt es Sturm beim Doktor eines kleinen Städtchens. Als der Doktor den Kopf zum Fenster hinausstreckt, sieht er draußen einen Mann stehen, der heraufruft: „Wieviel nehmen Sie, um zu einem Kranken zu kommen — draußen auf dem Land, 15 km von hier?“

„Na — zehn Mark!“

„Schön. Kommen Sie schnell!“

Der Doktor zieht sich in aller Eile an, holt seinen Wagen aus der Garage und fährt los. Als sie angekommen sind, steigt der Fremde aus und zahlt dem Arzt zehn Mark.

„Und der Kranke?“ fragt der Arzt.

„Ach, den gibt's gar nicht. Ich bin nur zu Ihnen gekommen, weil ich den letzten Zug verpaßt habe und die Tariffahrer alle fünfzehn Mark für die Strecke haben wollten!“

„Fris, was hast du jetzt für diese Ungezogenheit verdient?“
„Herr Lehrer, ich gehe nicht in die Schule, um zu verdienen, sondern um zu lernen.“

Seit vierzig Jahren ist er nicht in der Heimat gewesen. Nun sucht er alle vertrauten Plätze der Jugendzeit auf. Da ist der Stadtpark, unter dessen Bäumen er sich mit seiner Primanerliebe klopfenden Herzens traf. Liesel war's, seine Frau seit nun schon fünfunddreißig Jahren. In jener Buche hatten sie ihre Namen eingeritzt: „Walter — Liesel.“

Ja, deutlich ist das flammende Herz darum noch zu entdecken, aber was hat die Zeit von der Inschrift gelassen? Er buchstabiert: „...alter ... esel.“

(Berliner Illustrierte.)

Der sächsische Maler Br. steht dem Vernehmen nach unter dem Pantoffel. Einst saß er, eine Zigarette rauchend, in seinem Atelier, als seine Frau hereinkam, ihn empört ansah und dann schrie:

„Das gibbs nich, Ardur. Entweder du sedzd dich jädzd hin und schaffsd ä Meißnerberg oder du gommst raus in die Küche und hilfsd mir Gardoffln schälen!“

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives